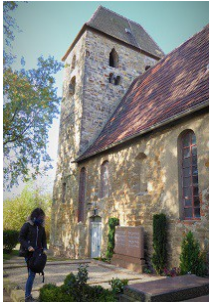


BERLIN



Auf halbem Wege nach Berlin hatten Ella und Marc in einem kleinen sächsischen Dorf Halt gemacht, das direkt neben dem Schlachtfeld von Lützen liegt, auf dem im Dreißigjährigen Krieg der schwedische König Gustav II. Adolf, Führer und Held der protestantischen Seite, im Kampf seinen Tod gefunden hatte. Auf Seiten der katholischen Kaiserlichen wurde Wallensteins wichtigster Heerführer Pappenheim verwundet und nach Leipzig gebracht, wo er im Morgengrauen des nächsten Tages starb. Die Schlacht vom 16. November 1632 endete, auch weil die Elite-Reiter der Pappenheimer führerlos waren und weil die barbarische Ermordung ihres verwundeten Königs die Schweden befeuerte, unentschieden oder mit einem protestantischen Pyrrhussieg.

»Um die zehntausend Tote«, schloss Marc seine knappen Hinweise, »bei der Leipziger Völkerschlacht 1813 gegen Napoleon, gleich nebenan, zwanzig Kilometer von hier, waren es wohl zehnmal so viele.«

Geschlagene Schlachten, vor allem so alte, interessierten Ella nicht besonders, wohl aber der Mann, dessen Geburtshaus und Grabstätte sie besuchen wollten – schon weil sie ihn als Leidensgenossen schlimmster Migräne wahrgenommen hatte, und weil sie über sein Leben und Leiden, auch über die Grundzüge seines Denkens durch Marc ganz gut im Bilde war.

Besonders die Geschichte von Nietzsches Zusammenbruch hatte sie tief bewegt: wie der schutzlos empfindsame Philosoph in Turin an der Piazza Carignano einen Kutscher beobachten musste, der brutal auf seinen Droschkengaul einschlug. Nietzsche soll schreiend auf das misshandelte Tier zugelaufen sein, den Hals des Pferdes umschlungen haben und dann von Weinkrämpfen geschüttelt zusammengebrochen sein. Sein Zimmerwirt sei gerufen worden und habe ihn nach Hause gebracht.

Ihn, Friedrich Nietzsche, verehrte Marc von Jugendjahren an und hatte ihn auch stets mit Verve gegen alle verteidigt, die ihn völlig zu Unrecht als Vordenker der Nazis abzukanzeln versuchten. Cancel Culture.

An der Mauer des wuchtigen Dorfkirchleins im kleinen Weiler Röcken, wo der Vater Pfarrer gewesen und früh gestorben war, lag das Familiengrab der Nietzsches. Im Pfarrhaus schräg gegenüber war Friedrich Nietzsche im Herbst des Jahres 1844 geboren worden. Die prägende Umgebung der Kindheit, das interessierte Marc nicht nur bei Nietzsche, diesem »schärfsten, kühnsten und einsamsten Denker der Geistesgeschichte«, wie er ihn nannte, als sie ausstiegen. Und diese Umgebung machte Eindruck.



Wie zum Zeichen bestellt, zog am hohen Himmel eine Schar Kraniche in spitzer Formation gen Süden. Das Geburtshaus mit seinem weitläufigen Pfarrgarten war von einer Familie bewohnt und schien seinen Charakter bewahrt zu haben. Die Gedenkstätte im flachen alten Schulbau nebenan war mit dem November geschlossen worden. Das bemühte Denkmal lag auf der Nordseite und störte nicht. Die Mittagszeit tat ein Übriges für die Stille.

In solcher Ehrfurcht hatte Ella ihren Marc allenfalls bei Goethe und Schiller erlebt. Lange Minuten stand er in seiner schneeweißen Malerjacke schweigend und mit gesenktem Kopf vor der Grabplatte. Erst als sie schon wieder weit weg waren von der Stätte, sagte er:

»Nur weil im Tod alle Feindschaft aufhört, darf auch seine unsägliche Schwester an seiner Seite ruhen, das Lama.«

»Warum Lama?«, fragte Ella.

»So hat er sie genannt«, antwortete Marc, »diese Fake-Sister, diese hinterhältige Intrigantin. Und zwar zu seinen geistigen Lebzeiten, mit klarem Kopf. Dass sie seinen Nachlass zu einem 'Willen zur Macht' umgefälscht und den Nazis geradezu angedient hat, das weißt du, oder?«

»Ja, der Spur nach. Du hast es mal erzählt«, antwortete Ella.

»Nietzsche war so glasklar gegen Antisemiten, Rassisten und gegen 'das Deutsche', klarer geht's nicht«, sagte er beim Einsteigen noch. »Hitler selber und die Nazis im Großen und Ganzen haben deshalb auch Abstand gehalten. Die wussten, ahnten zumindest, dass er sie zutiefst verachtet hätte. Das hat das schäbige Schwesterchen aber nicht geschert. Elisabeth war maßlos eitel, war geltungssüchtig und wollte sich schamlos anbieten. Wahrscheinlich war sie auch zu dumm in all ihrer raffinierten Schläue. Aber jetzt hör' ich auf.«

Kiez und Ku'damm, Kunst und Kommunisten

Sie wohnten ganz zentral im alten Berliner Westen, Bayreuther Straße. Fast zehn Jahre hatte Marc in der Stadt gelebt. Hier hatte er mit Lena seine Söhne bekommen. Hier hatte er sein Studium beendet. Holocaust und Nazi-Vergangenheit waren als Thema ihr erklärtes gemeinsames Ziel. Kunst, Musik und Museen, andere Historie und viel Natur gab es auch. Die Stadt bot viel an bedeutsamen Schauplätzen. Aber Marc wollte Ella auch ein wenig teilhaben lassen an diesem Lebensabschnitt.

Deshalb fuhren sie noch am ersten Abend, gleich nach dem Auspacken und einem kurzen Bummel zum alten Westberliner Zentrum an Ku'damm und Gedächtniskirche, zu Marcs alter Adresse: dem einstmals besetzten Haus - »finsterste Gegend« nannte er den Kiez - im Wedding, wo damals um die hundert erwachsene Menschen und zwanzig Kinder gelebt hatten. Es war inzwischen zu einem gemeinnützigen Wohn- und Kulturprojekt und zu einer Genossenschaft geworden.

Ella wollte schnell wieder weg.

»Das ist nicht unser Lebensraum«, sagte sie, »jedenfalls nicht meiner. Wir stören hier. Ich hab' einen Eindruck bekommen, jetzt lass uns wieder geh'n.«

Sie blieben ganz allein beim frühen Frühstück. Wieder war Allerheiligen, Herbstferien daheim, da konnte Ella reisen. Auf dem Weg durch den Tiergarten zum Brandenburger Tor zeigte Marc ihr die Stelle, wo die Leiche Rosa Luxemburgs in den Landwehrkanal geworfen worden war, nachdem die Freikorps-Schergen die Kommunistin im Hotel »Eden« stundenlang schwer misshandelt, dann mit Gewehrkolben ohnmächtig geschlagen und schließlich mit aufgesetzten Fangschüssen ermordet hatten.



Das »Denkmal für die ermordeten Juden Europas«, wie es offiziell heißt, lag nicht weit vom Brandenburger Tor, gleich hinter dem Hotel Adlon und der neuen US-Botschaft. Ella gefiel es, und sie war leicht irritiert, als Marc meinte:

»Das ist kein Denkmal für die Juden. Kein Jude geht da hin, habe ich gehört, außer Peter Eisenman vielleicht, der es entworfen hat. Das ist ein Mahnmal für die Deutschen, ein Memento. Und das ist auch gut so, finde ich. Höcke, dieser völkische Neunazi von der AfD, der hat leider vollkommen Recht, wenn er sagt, Deutschland sei das einzige Land der Welt, das sich ein Denkmal der Schande mitten ins Herz seiner Hauptstadt setzt. Das hat auch »Spiegel«-Gründer Augstein so geschrieben, den ich übrigens tendenziell für einen

Antisemiten halte, wenn auch keinen völkischen; und zwar in viel wütenderen und richtig bösen Worten bei der Debatte damals um das Mahnmal. Es *ist* ein Denkmal der Schande. Was denn sonst: der Ehre? des Ruhms etwa?«

Ella schwieg, nickte aber ganz sacht.



Vorbei an der unscheinbaren Tafel, die auf den Führerbunker, den Ort von Hitlers Selbstmord unterm Garten seiner Neuen Reichskanzlei verwies, vorbei an einem Stück Mauer, das auf das einstige Reichsluftfahrtministerium Görings zuführte, in dem dann nacheinander DDR-Ministerien, die »Treuhand« und schließlich der Bundesfinanzminister residiert hatten, wollten sie die Ausstellung »Topografie des Terrors« ansehen.

Ihre Anfänge hatte Marc zu Studentenzeiten mitbekommen, als auf dem Gelände eines heruntergekommenen Autodroms endlich eine Gedenkstätte geschaffen werden sollte am Ort des Prinz-Albrecht-Palais', dem berühmten Hauptquartier der Gestapo mit seinen Folterkellern.

Für das Sony-Center und die übrige Neue Mitte, die nach der Wende auf der Mauerbrache am Potsdamer Platz entstanden war, hatte Ella keine Ader, lobte aber die Toiletten am überdachten Atrium. Nur die integrierten Reste des auf Rollen um 75 Meter versetzten Kaisersaals, der mit seiner Fassade vom Belle-Époque-Hotel »Esplanade« erhalten geblieben war, fanden ihr Interesse. Vom Dach des Bahn-Tower verschafften sie sich einen Überblick über die Mitte Berlins. Es regnete.



Über das schiffsbugartig zugespitzte Willy-Brandt-Haus der SPD gelangten sie zu Daniel Libeskind's Jüdischem Museum, dessen spektakulär symbolstarke Architektur direkt nach seiner Fertigstellung – noch ohne Inventar – Marc einst tief beeindruckt hatte. Es dunkelte schon, als sie über den Checkpoint Charlie noch einen Spaziergang zum Alexanderplatz machten. Schöne Gegensätze: gotische Marienkirche und Fernsehturm, Denkmäler für Luther und Marx-Engels, die DDR-Ästhetik der Weltzeituhr und die gusseisernen Bahnhöfe aus der Gründerzeit. Mit der U-Bahn fuhren sie zurück zum Hotel und waren so müde, dass für Schlampiges keine Kraft mehr übrig war.

Das hinderte sie nicht, den Sex am Morgen nachzuholen und trotzdem wieder die Ersten beim Frühstück zu sein. Der geplante Museumstag – es nieselte leicht und war novemberkalt – begann an der verwunschen stillen Gedenkstätte für die ermordeten Sinti und Roma direkt neben dem Reichstag. Ein Jude, der Bildhauer Dani Karavan, hatte sie entworfen. In der Mitte des kreisrunden schwarzen Sees schwamm ein braunes Dreieck, wie es die »Zigeuner« in Konzentrationslagern kennzeichnete. Eine halbe Million Menschen waren diesem Völkermord zum Opfer gefallen. Die frische Blume darauf wurde ständig ersetzt, sobald sie verblüht war. Auf dem Rand des Brunnens war das Gedicht des italienischen Rom Alexian zu lesen:

»Eingefallenes Gesicht / erloschene Augen / kalte Lippen / Stille / ein zerrissenes Herz / ohne Atem / ohne Worte / keine Tränen«.

Es begann zu regnen. Unter den Linden gingen sie zum Bebelplatz, wo ein unterirdisches Denkmal – eine Glasplatte im Boden gibt den Blick auf leere Bücherregale frei - an die Bücherverbrennungen vom 10. Mai 1933 erinnerte.



Im Neuen Museum wollte Marc nicht nur Nofretete besuchen, »die schönste Frau der Welt neben dir«, wie Marc charmierte, sondern auch Ellas Neugier wecken für die aufregende Verbindung von elegant moderner Architektur mit dem klassizistischen Stüler-Altbau und seinen sichtbar gebliebenen Spuren von Kriegszerstörung. David Chipperfield hatte, neben diesem Meisterwerk, am Marbacher Schiller-Nationalmuseum das Literaturmuseum der Moderne entworfen, auf dessen Gebäude bei ihren gemeinsamen Konzerten dort ebenso Ellas Wohlgefallen gelegen hatte wie auf Chipperfields Folkwang-Museum in Essen, wo sie Gauguin gesucht und Gerhard Richter gefunden hatte.

»Doch, das ist gut«, lobte sie, »das hat klassische Schönheit und Aussagekraft.« Marc freute sich.



Der Pergamon-Altar im benachbarten Museum, den sie als Nachklapp zur Ionien-Reise und wegen Ellas Faible für hellenistische Figuren hatten betrachten wollen, war wegen Restaurierung nicht zugänglich. Immerhin gab es auch das Markttor von Milet, dessen einstigen Standort an der Heiligen Straße sie auch kannten, der Celsus-Bibliothek in Ephesus nicht unähnlich. Und sie konnten das rekonstruierte Ishtar-Tor samt babylonischer Prozessionsstraße mit dem Gold und Blau seiner Keramik betrachten. Im Alten Museum zog es sie vor allem zu Caspar David Friedrichs »Mönch am Meer« und seiner »Abtei im Eichwald«, die nebeneinander hingen.

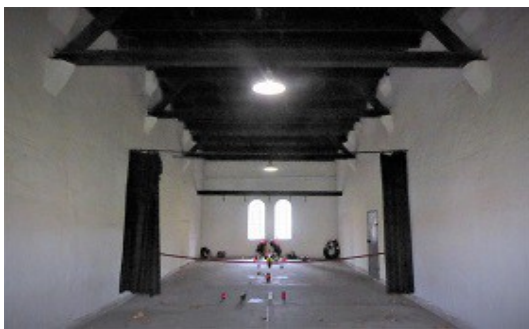
Bei den Toten

Zu seinen Toten zog es Marc am nächsten Morgen: auf den Dorotheenstädtischen Friedhof, der zwischen Wolf Biermanns einstiger DDR-Wohnung Chausseestraße 131, gegenüber der Ständigen Vertretung der BRD, und dem Brecht-Haus lag. Brecht und die Weigel ruhten da ganz vorn, die Dichter-Geliebten und wichtigen Mitarbeiterinnen Ruth Berlau und Elisabeth Hauptmann ganz hinten, ganz weit weg.

»Dafür hat die Weigel gesorgt«, erzählte er Ella, die ein gewisses feministisches Interesse an allen Dreien hatte. Weniger Hegel, Schinkel oder Fichte, weder Eisler oder Becher, noch Rau oder Gaus suchte Marc speziell, sondern Herbert Marcuse, Heiner Müller, Hans Mayer, Thomas Brasch und George Tabori. Das Grab von Fritz Teufel, dem Anarcho, den Marc nicht für einen Verbrecher hielt wie seinen Kumpel Kunzelmann, fanden sie zufällig. Von Wolfgang Herrndorf, dem jüngsten Toten dort, hatten sie nicht nur - während ihrer Marokko-Reise - den »Tschick« verschlungen, sondern auch seinen Sterbensbericht »Arbeit und Struktur« parallel gelesen und waren beide tief bewegt gewesen. Wie Kleist am Wannsee, hatte sich Herrndorf am Wasser erschossen, am Kanal nicht weit von der Gedenkstätte Plötzensee, als der Hirntumor, ein Glaukoblsthom, ihn vollends hilflos und arbeitsunfähig gemacht hatte.

Dorthin fuhren sie nach Zwischenstopps an den zwei Kinderläden von Marcs Söhnen und am Schillerpark, wo er sonntags immer mit den »Roten Rüpel Wedding« gekickt hatte, einer Hausbesetzer-Mannschaft, die alljährlich Turniere bestritt mit befreundeten Teams aus Aachen, Köln, Frankfurt, Amsterdam, Dordrecht und Rotterdam. Ella machte dort jetzt auch Sport: Mit einem schwarzen und einem weißen Mops-Mischling tollte sie herum, die sie sofort ins Herz geschlossen hatte, schon weil sie ihrem Toni ähnelten.

Im Plötzensee hatte man früher nackt baden können, als das im Westen noch nicht so selbstverständlich war wie in der DDR. Dahinter erstreckte sich immer noch ein großer Jugendknast. Dort waren nach den Tiraden am Volksgerichtshof nicht nur die Verschwörer des 20. Juli und die »Kreisauer« auf Hitlers persönliche Weisung hin mit Klavierdrähten an Fleischerhaken aufgehängt worden, sondern auch, als angeblicher Mitwisser, der Kripochef und SS-Massenmörder Arthur Nebe, der gemeinsam mit dem römischen Gestapochef Herbert Kappler, dem Verantwortlichen für das Massaker in den Fosse Ardeatine Roms, den Hitler-Attentäter Georg Elser in der Prinz-Albrecht-Straße verhört und gefoltert hatte.



Der kahle Raum war erhalten geblieben und jetzt eine eindruckliche Gedenkstätte. Hingerichtet worden waren dort auch viele linke Widerständler, deren Andenken man im Westen so stiefmütterlich behandelte. Mit ihnen hatten die Nazis das demütigende Aufhängen statt der Guillotine eingeführt: die Mitglieder der »Roten Kapelle« um Arvid Harnack und den Luftwaffen-Offizier Harro Schulze-

Boysen, rund hundert Leute, darunter viele Frauen wie die Katholikin Maria Terwiel, wie Libertas Schulze-Boysen und Elisabeth Harnack, auch wie Hilde Coppi, die Frau von Hans Coppi.

»Peter Weiss«, erzählte Marc, »hat die 'Rote Kapelle' in seiner 'Ästhetik des Widerstands' literarisch verarbeitet - ein Wahnsinns-Werk, wirklich! Etwas anstrengend vielleicht. Er hat dabei den Pergamon-Fries als Leitmotiv benutzt. Schade, dass wir ihn nicht gesehen haben.«

Auch Katholiken wie Eugen Bolz oder Alfred Delp, Zeugen Jehovas, meist Kriegsdienstverweigerer, und Gewerkschafter seien in Plötzensee gestorben. Mehr als 2 800 Todesurteile wurden hier vollstreckt, fügte er an.



Nach einem Kontrastprogramm mit Kunst in der Sammlung Berggruen am Schloss Charlottenburg, wo Ella sich für die Klees, Matisse', Giacomettis und Braques begeisterte, über manch obszönen Picasso aber wieder nur die Nase rümpfen konnte, suchten sie die Wannsee-Villa, die als Ursprungsort des Holocaust nach Marcs Meinung vielleicht überschätzt wurde: Dort hatte man am 20. Januar

1942 die Shoah nämlich nur organisiert, nachdem sie beschlossen und befohlen worden war – vielleicht von Hitlers Berchtesgadener Berghof, vom Obersalzberg aus. Der böse Ort in schönster Lage war hell erleuchtet. Vom Park aus war am gegenüberliegenden Ufer das Strandbad Wannsee zu erkennen, erst von der untergehenden Abendsonne, später vom Mondlicht magisch beschienen.

Für den letzten Berliner Tag hatten sich Ella und Marc Räder gemietet und fuhren als erstes zum Bendler-Block, dem neuen Verteidigungsministerium. Im Hof war Stauffenberg noch in der Nacht des 20. Juli gemeinsam mit von Haeften, von Quirnheim und Olbricht erschossen worden.



Marc schüttelte den Kopf über das Bronzedenkmal, das einen an den Händen gefesselten nackten Knaben darstellte:

»Eine pädophile Geschmacklosigkeit im Nazi-Stil«, schimpfte er, »was hat so ein Lust-Knäblein mit erschossenen Widerstandskämpfern zu tun?«

Er sollte sich erst richtig heftig ereifern, als sie am Abend im Hotel über den Künstler recherchierten. Sein Name war Richard Scheibe gewesen. Er war zum Günstling von Goebbels und Hitler geworden, der Scheibes Figur »Denker« höchstselbst erworben hatte und ihn sogar in seine »Gottbegnadeten-Liste« hatte aufnehmen lassen, was den Bildhauer vom Fronteinsatz freistellte.

Nicht weit vom Bendlerblock, auf dem Kulturforum direkt neben Hans Scharouns Philharmonie, der die Berliner den Namen »Zirkus Karajani« verpasst hatten, war ein Gedenkort für die Ermordeten der [»Aktion T4«](#) angelegt worden, weil hier die Villa Tiergartenstraße 4 gestanden hatte, von wo aus das »lebensunwerte Leben« von etwa 70 000 Menschen, mit körperlichen, geistigen und seelischen Behinderungen (nach dem Abbruch der Aktion starben wohl weitere 130 000 von ihnen) systematisch ausgelöscht wurde, unter anderem und zuerst in der Gaskammer von Schloss Grafeneck auf der Schwäbischen Alb, wohin sie aus ihren Anstalten in den Grauen Bussen gekarrt worden waren.

Von der Großen Hamburger Straße aus, unweit der großen Synagoge Oranienburger Straße, von einem Sammellager in der beschlagnahmten Jüdischen Schule und dem Altenheim, waren die Berliner Juden in die Lager von Theresienstadt und Auschwitz deportiert worden. Im nahen katholischen St. Hedwigs-Krankenhaus hatten der Arzt Eberhard Lux und die Fürsorgerin Marianne Hapig gemeinsam mit den Nonnen der »Barmherzigen Schwestern vom Hl. Karl Borromäus« viele Todgeweihte versteckt und gerettet, erzählte Marc.

Am kleinen Denkmal der Deportierten war gerade eine Schulklasse ihrem Bus entstiegen, Berufsschüler vielleicht, keine Meedls dabei. Ein Teil der Jungs, wohl die Muslime unter ihnen, wandte sich demonstrativ von den Erläuterungen des Lehrers ab, rauchte und verhöhnte die deportierten Juden immer wieder mit Spucken und Stinkefingern. Der Lehrer ignorierte es.



Über Kreuzberg mit seinen einstigen Hausbesetzer-Kiezen (»SO 36«) an der Mauer und dem schmucken Chamissoplatz im feineren Gründerzeit-Quartier »61« radelten sie zum imposanten, vom Nazi-Architekten Ernst Sagebiel entworfenen Flughafengebäude. Das Flugfeld, auf dessen Bahnen die Rosinenbomber des Blockadejahrs 1948 im Minutentakt gestartet und gelandet waren, hatte man nach der Schließung des Flughafens zu einem freien Naherholungsgebiet, dem Tempelhofer Feld gemacht, das die Berliner begeistert annahmen. Man konnte das trotz des Novemberwetters sehen.

In der Gemäldegalerie am Kulturforum beschlossen sie den Tag. Zwei Ziele hatten besonderen Vorrang: Albrecht Dürers faszinierendes Porträt seines Freundes, des Nürnberger Ratsherrn Hieronymus Holzschuher, und der »Mann mit dem Goldhelm«, einst als eines der wichtigsten Gemälde und Kunstschatze im ganzen Land gerühmt, aber nach einem Gutachten, das die Urheberschaft Rembrandts abstritt, fast in die Bedeutungslosigkeit versunken. Dabei hatte das Bild natürlich kein bisschen von seiner atemberaubenden Qualität verloren.

Leipzig, die Zwischenstation auf dem Rückweg: Rathaus und Auerbachs Keller waren echt, die etwas kitschig klassizistisch umgebaute Nikolaikirche als zentraler Ort der friedlichen Revolution in einer abgewirtschafteten DDR und als Bach-Kirche auch, das »Bach-Haus« aber und Bachs würdevolles Grab vor dem Altar der Thomaskirche nebenan freilich nicht. Man hatte den Thomaskantor 1750 auf dem Johannesfriedhof bestattet. Erst 1950 waren Gebeine feierlich in die Thomaskirche überführt und umgebettet worden, die aber wohl nicht die sterblichen Überreste Johann Sebastian Bachs waren. Eine DNA-Analyse im Vergleich zum Sohn Carl Philipp Emanuel war bislang vermieden worden. »Wahrscheinlich ein Fake, wie bei Schiller in der Fürstengruft zu Weimar«, meinte Marc, weshalb seine Ehrerbietung auch etwas weniger andächtig ausfiel.

Aber der Ort hatte Aura, fand Ella. Und vor dem schönen Bach-Denkmal neben der Thomaskirche machten sie ihr übliches Doppel-Selfie.

Ausnahmezustand

Im Januar hatte Marc das alljährliche Benefiz mit der Kantate »Aus der Tiefe« mitmusiziert, Bachs allererster. Ella hatte er nicht erwartet. Sie kam auch nicht.

Dafür gab es an einem milden und sonnigen Vorfrühlingstag im späten Februar eine Begegnung beim Joggen im Freien, und zwar auf einer Strecke mit wunderbarem Weitblick, die sie früher - der Diskretion halber - nur gelegentlich gemeinsam benutzt hatten, weil sie nicht gar zu weit von Ellas und Dieters Wohnung entfernt lag. Jetzt hatte Marc sie der Aussicht wegen ausgewählt, und weil sie mit acht Kilometern Länge genau in seinen Steigerungs-Plan passte.

Als er sie von hinten erkannte, immer noch im gleichen Laufdress und denselben Schuhen wie früher, deutlich langsamer aber als er selbst, zögerte er kurz. Dann aber zog er sein Tempo vielleicht noch ein wenig an – und mit einem kurzen »Hallo« an ihr vorbei. Ella antwortete nicht und bemühte sich auch sonst, keinerlei Aufmerken zu zeigen.

Anderntags, am Sonntag, fuhr er zur Vernissage einer Ausstellung in ein Dorf im Heckengäu, zu der ihn die Künstlerin eingeladen hatte. Das beherrschende Thema ihrer Arbeit war das Los von behinderten Kindern geworden, die während der Nazizeit auch nach dem Ende der Aktion T4 noch in vielen Heimen ermordet worden waren, als »Gnadentod«: Das französische Izieu, das Kloster Irsee im Allgäu und kurz vor Kriegsende der Bullenuser Damm in Hamburg waren die Orte der bekanntesten Verbrechen.



Besonders der Jenischen-Junge Ernst Lossa, der keineswegs behindert war, sondern nur den Nazis als asozial galt und in Irsee mit einer Luminal-Spritze ermordet worden war, hatte es ihr angetan. Für ihre Collagen verwendete sie Fotos der Kinder, wenn es sie gab. Das Bildnis des 14-jährigen Ernst Lossa, einem Spross der fahrenden Jenischen-Ethnie, wurde für sie zu einem Leitmotiv.

Die erste ihrer Ausstellungen »Die Kinder und der Tod« hatte Marc mit Ella zusammen besucht und in einem Artikel besprochen, den die Künstlerin in ihre Broschüren aufgenommen hatte. Seither hatte er von ihr immer wieder kleine Arbeitsproben als Neujahrsgruß bekommen. Jetzt hatte sie ihn zur Vernissage eingeladen, die einem Kind aus dem Dorf galt, der vierjährigen Gerda, die gegen den Willen ihrer Mutter abgeholt und wenig später umgebracht worden war. Die Räume im Heimatmuseum waren überfüllt.

Als sie sich sahen, fielen sie sich in die Arme. Wo seine Frau sei, wollte sie wissen.

»Wir gehen getrennte Wege«, antwortete Marc und brach in stille Tränen aus.

»Melden Sie sich, wir müssen bald reden«, sagte sie und nahm sanft seinen Kopf in die Hände.

Am Rosenmontag hatte Marc über eine rheinische Karnevalssitzung in Schwaben berichten müssen und Ärger bekommen, weil die Narren bei seinem Text nun überhaupt keinen Spaß verstehen wollten. Seine Schwester war von einem Familien-Skiurlaub mit ihrer großen Familie in Kitzbühel im allerletzten Moment heimgekehrt, bevor Österreich seine Grenzen geschlossen und die Skigebiete nicht nur in Ischgl gesperrt hatte. Corona war ausgebrochen.

Aus Italien erschütterte die Endlosschleife der Bilder von Bergamo die Welt. Ein hastig verordneter Zwang zur Einäscherung hatte bei den Krematorien zu einem makabren Särge-Stau geführt. Auch eine Art Fake. Womöglich war es das Europapokalspiel im Mailänder Giuseppe-Meazza-Stadion gegen den FC Valencia gewesen, was die Seuche auch nach Spanien getragen hatte. Nichts Genaueres wusste keiner, aber man plusterte sich allenthalben als Wissenschaft auf. Ischgl, Heinsberg, Hohenlohe, so hießen die Hot-Spots und »Super-Spreader«, Après-Ski im alpinen »Kitzloch«, Karneval am Rhein, christliche Chorproben und Posaunentreffen.

Ganz schnell waren wegen des Veranstaltungsverbots Marcs Aufträge massiv eingebrochen. Es hagelte Absagen. Kabarett, Konzerte, Kunst - alles gecancelt. Bei einer letzten Premiere des Lindenhof-Theaters, der Groteske »Herzerlfresser« eines steirischen Autors, hatte der Intendant schon angekündigt: »Wir müssen schließen. Sie haben das beschlossen. Auf unbestimmte Zeit.«

Die letzte öffentliche Veranstaltung, die Marc besuchte, war das Jubiläum eines Fahrradflohmärkts gewesen, über den er eine Reportage schreiben sollte im Hinblick auf die boomenden E-Bikes. Er folgte einem plötzlich aufkeimenden Wunsch nach einem neuen Fahrrad und erstand für günstiges Geld ein solides Tourenrad. Ein Pedelec kam wegen der Preise nicht infrage und auch, weil Radfahren für ihn immer noch den sportlichen Aspekt hatte - wohl auch wegen des tödlichen Unfalls mit dem Pedelec-Fahrer vom Vorjahr. Die Bilder kamen mal wieder hoch. Sie hatten sich lange nicht löschen lassen.

Als die Termine völlig ausblieben, beschloss Marc eines Morgens spontan, die Zeit für eine Kurzreise in die Schweiz zu nutzen. Zunächst hatte er einen Blick aufs Matterhorn im Sinn, den Traumberg seiner Kindheit. Dann setzte er sich ein anderes Ziel, auch einen der Orte, wo der Vater seinen jährlichen Skiurlaub genossen und reihenweise Dias mitgebracht hatte.



Sils Maria im Engadin war der Platz, wo Nietzsche die klare und trockene Luft gegen seine quälende Migräne und andere Unbilden gefunden hatte. Das schlichte Steinhaus imponierte Marc schon auf Fotos. Dort gab es, am Silvaplener See, einen Findling, wo der Gedanke der »Ewigen Wiederkehr« Nietzsche wie ein Blitz getroffen haben soll. Eine Idee übrigens, die Marc nicht so abstrus fand wie die meisten Philosophen, sondern als durchaus kompatibel mit jüngeren Theorien der wissenschaftlichen Kosmologie, auch mit Einsteins Relativitätstheorien.

Doch Marc hatte die Rechnung ohne die Schweizer Grenzer gemacht, die gewissenhaft bis zum Gnadenlosen – an der gescheiterten Flucht des Hitler-Attentäters Georg Elser nahe der Grenze in Konstanz traf sie allerdings keine Schuld - ihre Pflicht taten am ersten Morgen der Grenzschließung. Nach eingehender Beratung mit den Kollegen wies ihn der Eidgenosse in Uniform freundlich ab. Der Presseausweis reiche nicht, man müsse einen konkreten Auftrag haben. Er werde das nachholen, nahm sich Marc vor. Nietzsches Alpenrefugium wollte endlich gesehen, die klare Höhenluft geatmet, die kristalline Kälte des Denkens und die Einsamkeit seines gequälten Denkers sinnlich gespürt sein.

Auch in Deutschland hatten die Ängstlichen und die Alarmisten das Kommando übernommen, befeuert von einer einstimmigen Presse, die sich – bad news is good news - in der drohenden Katastrophe suhlte und keinerlei Meinung mehr wiedergab, ja nicht einmal duldete, die Besonnenheit und nüchterne Abwägung empfahl. Es gab einen regelrechten Wettlauf von Presse, Politikern und vielen Medizinern in der Forderung nach scharfen, schärferen und schärfsten Maßnahmen. Es schien Marc, als breite sich eine wahrhaftige Wollust an der Katastrophe, ein Aufgeilen an Tod und Untergang aus. Auch eine demonstrative Opferbereitschaft, die oft wie pure Heuchelei wirkte, griff um sich.

An die Pest im Mittelalter dachte Marc, wo Panik geschürt und nach Brunnenvergiftungen gejagt wurde. Es war seinerzeit auf die Juden hinausgelaufen. Immer wieder. Marc dachte an Aids, wo der aufwallenden Hysterie allerdings vonseiten der Herrschaft entgegengetreten worden war. Carl Schmitt, der teuflisch brillante Staatsrechtler der Nazis mit seinem Freund-Feind-Begriff, der hatte erklärt, dass Souverän sei, wer über den Ausnahmezustand entscheide.

Jetzt war Ausnahmezustand.

Man bevorzugte die chinesische Lösung, weltweit: mit hartem Lockdown, Maskenpflicht, strikten Sperrungen und massiven Eingriffen in Grund- und Freiheitsrechte.

Da liege kein Segen drauf, sagte Marc zuweilen im kleinen Kreis. Denn was man pathetisch den »Kampf gegen die Pandemie« nannte, das hatte mit einer Lüge der Regierenden begonnen: dass Masken nutzlos seien – von medizinischen und wissenschaftlichen Autoritäten ebenso beglaubigt wie wenig später das komplette Gegenteil. Man hatte schlicht keine. Vorsorge war nicht getroffen und die Produktion nach Fernost ausgelagert worden.

In ihren Facebook-Posts setzte sich Ines, die Journalistin, die aus Bamberg stammte und einen leicht fränkischen Zungenschlag beibehalten hatte, wie Marc sich erinnerte, an die Spitze der Bewegung. Sie forderte schrill und vehement immer radikalere Maßnahmen. Das reichte bis zur grotesken Behauptung, wer keine Maske trage, wolle wohl die Großeltern ermorden.

Skeptiker, zu denen sich Marc zusehends zählte, während Ella, früher als zwingend verordnet, ihre Maske trug, wurden als »Covidioten« beschimpft, als »Corona-Leugner« gebrandmarkt, als verblendete »Verschwörungstheoretiker« abgekanzelt und kurzerhand pauschal mit Reichsbürgern und anderen Rechtsradikalen in einen Topf geworfen. »Querdenker« wurde zum Schimpf- und Schandwort.

Dabei war Marc weder rechts, noch hing er Verschwörungstheorien an, im Gegenteil. Der Kollegin, die sich als linksalternativ verstand, gab er zu bedenken, dass Linke sich früher gegen so einen Lockdown gewehrt hätten wie einstens die 68-er gegen die Notstandsgesetze: als einem Unterdrückungsinstrument. Die Korrespondenz mit der Kollegin nahm schnell an Schärfe und Polemik zu.

»Die Panikmacher haben das Zepter übernommen«, schrieb er. »Es ist wie beim Klimawandel. Da sind aus den sieben Metern Meeresspiegelanstieg, die der 'Spiegel' mit Kölner Dom unter Wasser als Titelbild prognostiziert hatte, ganze drei Zentimeter in dreißig Jahren geworden. Zu meiner Zeit hingegen war der Weltuntergang ein realistisches Szenario«, begann er und fuhr fort:

»Der russische Oberstleutnant Stanislav Petrow zum Beispiel hat 1983 das programmierte nukleare Inferno entgegen allen Befehlen abgewendet, weil ihm der Alarm eines amerikanischen Angriffs mit Interkontinentalraketen nach seinem menschlichen Ermessen nur ein Fehlalarm sein konnte. Ein Held. Ein paar Wochen später liefen wegen des Nato-Manövers ‚Able Archer‘ in der DDR schon die Triebwerke der Bomber mit scharfen Atomwaffen warm. Ein Doppelagent hatte die Amerikaner vor der russischen Panik gewarnt, woraufhin sich Ronald Reagan als Cool-down-Signal demonstrativ auf seiner Ranch beim Pferdestriegeln filmen ließ.«

Und weil er so im Schwung studentischer Hitze von ehemals war, machte Marc auch noch ein anderes Fass auf:

»Die Atomkraft war für uns damals nicht nur eine tatsächliche unsichtbare Bedrohung, sondern auch der Ausdruck eines arrogant protzenden Kapitalismus. Der Widerstand heute ist total systemkonform, finde ich.

Bei diesen extrem autoritären Corona-Maßnahmen bleibt er, bis auf die paar Querdenker, ganz aus. Ausgerechnet die Autonomen, anarchistische Linke, führen sich gegen diese angeblichen Nazis bisweilen sogar auf, als seien sie, pardon, Merkels SA. Diese Generation bibbert um ihr bisschen Gesundheit. Sie will auf ihre grüne Wellness nicht verzichten – dabei sind junge Leute kaum gefährdet, wie es ganz offenbar scheint. Und sie postet auf Instagram vegane Food-Porns, statt auf Freiheit zu pochen und für soziale Gerechtigkeit zu kämpfen, oder meinetwegen für die Weltrevolution«, schrieb er.

»Und noch einmal: Ich bin kein Corona-Leugner. Ich finde nur, man sollte nicht hysterisch werden und Nutzen und Nebenwirkungen dieses Lockdowns bedenken, also abwägen. Vor zwei Jahren sind hierzulande binnen vier Monaten 25 100 Menschen an Grippe gestorben, auch weil die Impfstoffe der Saison diesen speziellen, besonders aggressiven Influenza-Stamm nicht auf dem Zettel hatten. Nach diesen Toten hat damals kein Hahn gekräht. Jedenfalls: Propaganda macht ein Journalist nicht, für niemanden und nichts. Nie!«

Das bekam ihm nicht. Die fränkische Corona-Kämpferin aus Bamberg war schnell tätig geworden. Noch in derselben Woche bekam er eine Mail vom Leiter der kleinen Redaktion, in der es hieß, man wolle auf Marcs Mitarbeit künftig verzichten, denn seine Äußerungen lägen »jenseits des tolerablen Meinungsspektrums«. Dass sie einer privaten Debatte entsprangen, schien ihn überhaupt nicht zu stören.

Marc hielt sich fortan etwas zurück mit Kontroversen, schon weil sich mangels Begegnungen kaum Gelegenheit dazu ergab. Den Vorschriften fügte er sich, wengleich er auch unter der Maskierung der Mitmenschen litt. Im privaten Umgang sagte er seine Meinung zwar, ließ aber die Verängstigten und Verantwortungsvollen, die Vorsichtigen und die Verstörten weitgehend widerspruchslos gewähren. Nur als ihm mal im Wald eine Joggerin mit Maske begegnete, natürlich auch noch den Kopfhörer am Ohr, damit der Frühlingsjubiläum der Vögel übertönt würde, da machte er mit gespreizter Hand eine Wischbewegung vor seinem Gesicht.

Das Gesäusel im Supermarkt: »Lassen Sie uns in diesen Zeiten besonders fest zusammenhalten und aufeinander aufpassen«, ertrug er allerdings kaum. Auch die heuchlerische Verehrung für die »Corona-Helden«, die todesmutig ihren Dienst schoben – während andere ihre Einkünfte und die ganze Existenz verloren – widerte ihn an. An den Kassen seines Marktes hatte es bis zur Verordnung von Maskenpflicht und Plexiglas-Schutz keinen einzigen Corona-Fall gegeben. Er hatte sich jeden Morgen erkundigt. Dass das Pflegepersonal in Kliniken und Altenheimen empörend unterbezahlt war und großem Risiko ausgesetzt, das stand hingegen auch bei ihm schon immer außer Frage.

Anfang Mai starb ein Sportsfreund, ein älterer, nein: doch schon alter Mann aus dem Sportstudio, mit dem er und Ella auch privat etwas näheren Kontakt gehabt hatten, an Corona. Er war, als die Atemnot schlimmer wurde, in die Klinik eingeliefert und auf der Intensivstation intubiert worden.

Marc war weitgehend allein mit seiner Meinung, dass ein Schlauch durch den hochverseuchten Rachenraum in die Tiefen der Bronchien und Lungen geschoben, wo das Virus offenkundig den schlimmsten Schaden anrichtete, und ein Flachlegen in künstliches Koma keine empfehlenswerten Therapien sein konnten. Denn dass langes Liegen die Lungen gerade greiser Patienten anfällig für Pneumonien machte, das war auch kein Geheimnis.

Unter der Hand und dem Siegel der Verschwiegenheit hatte Marc von einer Sportlerin aus dem Studio erfahren, was deren Mann erzählt hatte, ein Betriebsarzt, der wegen der Krise in einem Altenheim aushalf: Von elf infizierten Bewohnern waren sechs Erkrankte auf die Intensivstation gekommen, fünf auf ihren Zimmern isoliert worden. Die sechs seien mittlerweile alle tot, die fünf im Heim gebliebenen Kranken hätten alle überlebt. »Strengstes Stillschweigen«, raunte die Sportlerin und hielt sich den Zeigefinger vor die Lippen.

Rese, die Haushälterin seines Priesterfreundes Reinhard, war drei Tage später 91-jährig gestorben, ohne Corona. Die Beerdigung fiel aus, wegen Corona. Man begrub sie ohne Feier. Marcs Vater, noch drei Jahre älter, war im Altenheim völlig isoliert worden: keine Veranstaltungen mehr, kein gemeinsames Essen, keine Besuche, später nur ein Angehöriger pro Woche, vollverhüllt und mit Plexiglas-Scheibe getrennt, die für den Schwerhörigen schalldicht war. Als Marc seine Schwester für eine Woche ablösen durfte, befand er den Geschwistern gegenüber, der Vater sei drauf und dran, einzugehen wie eine Primel.

»Aber immerhin, sie haben null Infektionen. Dass vor allem die ganz Alten sterben wie die Fliegen, das ist ja offensichtlich. Man muss das eben abwägen. Allerdings: Wenn's ans Sterben geht, und sie lassen mich nicht zu ihm, dann mache ich einen Aufstand. Dieses einsame Verrecken und Verscharren verstößt gegen jede Menschenwürde«, fügte er an.

Mitten im Lockdown - das Sportstudio war mittlerweile auch geschlossen, das Frühlingswetter hingegen war wochenlang wunderbar - begegnete Marc fast an der gleichen Stelle Ella noch einmal beim Joggen. Diesmal kam sie ihm entgegen. Weil ihm absehbar war, dass sie ihn wieder wie Luft behandeln wollte, verzichtete er auf einen Gruß. Sie würdigte ihn keines Blickes. Sie schaute starr geradeaus.

Als sie vorbeigelaufen war, vielleicht etwas flotter und fitter als bei der ersten Begegnung, flog ihm zunächst der Gedanke durch den Kopf, dass er sie eigentlich doch gern angesprochen hätte. So vieles hätte er mit ihr bereden, sie fragen wollen: wie sie es mit Corona und den Maßnahmen halte; ob sie noch unterrichten konnte; was aus dem Todesfall von München, nein: von Landsberg geworden war.

Aber dann keimten wieder Zorn und Wut und Rachedurst in ihm auf. Marc beschwor seinen Tag des Zorns, einen »Dies irae«, und beschloss, Ernst zu machen. Kinderpornografie war kein Kavaliersdelikt. Er wollte diesen Dieter anzeigen. Denn Marc mochte eben auch nicht ganz ausschließen, dass Ella mit ihrer materiellen Abhängigkeit von ihrem Mann mindestens unter Druck gesetzt, wenn nicht gar erpresst worden war. Längst hatte er auch Ellas Intimrasur aus der Zeit ihrer Begegnung als einen Ausdruck von Dieters pädophilen Neigungen gedeutet. Allerdings sprach gegen Marcs Zwangstheorie das Mitleid, das Ella gezeigt hatte, als ihr Dieter nach der Nachricht vom mysteriösen Tod seiner Schwester mehr oder minder zusammengebrochen war. Die Ratgeber-Psychologie nannte das Helfersyndrom oder sprach vulgär von einem »Beuteschema«. Marc selber war ja auch ein Leidender gewesen, den Ella einst mit seinen Depressionen fürsorglich in ihre Hände genommen hatte.

MÜNCHEN



In München studierte Ellas jüngere Tochter Ethnologie. Sie wusste nicht, dass ihre Mutter in der Stadt war, und sie hatte wohl auch nie eindeutig von den Reisen ihrer Mama mit Marc erfahren. Vielleicht hatte sie etwas geahnt und das vielleicht sogar in Ordnung gefunden.

Marc mochte München sehr, seit er als Kind einmal seine Sommerferien in der Landhaus-Villa seiner Großtante Pauline im nahen Gauting hatte verbringen dürfen.

Der Judenknax

Sie hatten ein günstiges Zimmer im westlichen Umland Münchens genommen. Mit der S-Bahn fuhren sie noch am Nachmittag zum Marienplatz und gingen von dort aus über den Viktualienmarkt zur neuen Synagoge und zum jüdischen Gemeindezentrum. Einen kleinen Umweg wollte Marc machen, zur Reichenbachstraße 27, wo am 13. Februar 1970 ein Brandanschlag auf das jüdische Altersheim verübt worden war, bei dem sieben Bewohner verbrannt waren, alles Überlebende der Shoah.

Die Täter wurden nie ermittelt, man vermutete sie aber neben Palästinensern oder Neonazis vorrangig im linksradikalen Milieu, bei den »Tupamaros München«. Deren Berliner Genossen gleichen Namens hatten im Jahr Vorjahr, am 9. November, das Jüdische Gemeindehaus in die Luft jagen wollen. Die Berliner Bombe, vom Verfassungsschutz-V-Mann Peter Urbach geliefert, der den Genossen der »Bewegung 2. Juni« auch die Mordwaffe für die Exekution des »Verräters« Ulrich Schmücker besorgt hatte, explodierte nicht, erzählte Marc auf dem Weg.

»Weißt du«, fuhr er fort, »der Gründer dieser Tupamaros in Berlin und in München hieß Dieter Kunzelmann. Der stammte aus Bamberg und war der Clown der Kommune 1, Rainer Langhans, Uschi Obermaier und so, später Abgeordneter der Alternativen Liste in Berlin. Fritz Teufel war sein Kumpel dabei. Den halte ich aber eher für einen gewaltlosen Anarcho. Das war dieser Kunzelmann nun nicht. Und er war dazu noch ein Antisemit par excellence, der die Linken dazu aufrief, endlich ihren 'Judenknax' abzulegen. Bommi Baumann, Bewegung 2. Juni, ein echter Insider, benannte ihn später als Drahtzieher, 'er einzig und allein'. Nach den sieben toten Juden wollte der Kunzelmann *denen* diesen antisemitischen Massenmord noch als 'zionistisches Massaker' in die Schuhe schieben. Ganz übler Bursche. Leider auch linke Geschichte...«

An der Adresse, wo im Hinterhof damals auch die Synagoge der Münchner Kultusgemeinde gestanden hatte, fanden sie nichts, nicht einmal eine kleine Gedenktafel. Dafür zeigte sich das neue Zentrum der Israelitischen Kultusgemeinde, schon geschlossen, zumindest von außen sehr schön, stilvoll und repräsentativ. Gute Architektur. Auf dem Spaziergang in Richtung Schwabing wollte Marc kurz in die Michelskirche, für die Jesuiten zwischen Renaissance und Barock erbaut, die Lieblingskirche der geliebten Großtante. Und dann fiel ihm ein:

»Lass uns kurz am Polizeipräsidium vorbei, Hintereingang. Das war gleich nach der Machtergreifung auch der erste Gestapo-Sitz. Da spielt die Anekdote mit meiner Großmutter, die nach ihrem inhaftierten Mann suchen wollte. Du kennst die Geschichte?«

»Ja«, sagte Ella, »zumindest der Spur nach.«

»Den Nazi-Schnösel, es könnte womöglich sogar Himmler himself gewesen sein, soll sie mit den Worten zurechtgewiesen haben: 'So redet man nicht mit einer Dame! Sie werden noch von mir hören!' Und dann hat sie ihren Vater eingeschaltet, der ein Nazi der ersten Stunde und Goldfasan war, also Träger des Goldenen Parteiabzeichens, obwohl er seine Juden im eigenen Stammbaum totgeschwiegen hatte. Ich erzähl dir alles gern ausführlich. Heut' Abend im Hotel, okay?«.

Sie kamen am »Bayrischen Hof« vorbei, wo Michael Jackson sein Baby aus dem Fenster gehalten hatte, wie Marc sich zu erinnern glaubte. Nebenan, im Montgelas-Park, war das Denkmal für Orlando di Lasso, einen wirklich großen Komponisten, zu einer Kultstätte für den King of Pop verunziert worden. Am Haupteingang hatte man im Februar 1919 den linken Schriftsteller Kurt Eisner erschossen, der die Republik Bayern ausgerufen hatte und ihr erster Ministerpräsident geworden war, woran eine unscheinbare Bodenplatte erinnerte, zufällig entdeckt von ihnen im Vorübergehen.

In der Türkenstraße hatte Georg Elser an seiner Bürgerbräu-Bombe gebastelt. Die beiden nacheinander für die Vorbereitung des Attentats angemieteten Wohnungen mit den Hausnummern 94 und 59 waren natürlich nur abstrakte Orte, aber immerhin offenbar noch die originalen Altbauten. An dem nahen kleinen, nach Elser benannten Platz gab es ein Wanddenkmal, einen facettierten Kreis aus Alu und Neonleuchten, erst 70 Jahre nach der großen, leider gescheiterten Tat unter Protesten der Rechten eingeweiht, über das man streiten konnte. Ein paar Schritte weiter, Schellingstraße 49, suchte Marc die Metzgerei, in der Franz Josef Strauß aufgewachsen war, den er längst in etwas milderem Licht sah als in jungen Jahren. Jetzt gab es dort im Neubau hausgemachte Pasta.

Den Balkon im Lichthof der Universität, wo die Geschwister Scholl ihre Flugblätter, die mittlerweile sechsten, hatten herunterregnen lassen und dabei vom Hausmeister erwischt und denunziert worden waren, hatte Ella nicht wahrgenommen, als sie ihre Tochter zur Immatrikulation begleitet hatte. Marc kannte den Ort auch noch nicht. Eine Büste Sophie Scholls unter der Brüstung und ein metallenes Bodendenkmal am Haupteingang erinnerten an sie und ihre Mitkämpfer von der »Weißen Rose«.

Jetzt im Juli war der Englische Garten auch nach Sonnenuntergang noch stark bevölkert. Südlich milde Luft. Vom Monopteros-Tempelchen aus, dem Drogentreff der Hippie-Zeit, mit seiner grandiosen Aussicht über das Grün des Parks auf die Silhouette der Stadt, überquerten sie über die Max-Joseph-Brücke die Isar, um über den Zaun einen Blick auf die rekonstruierte Villa Thomas Manns - er selbst hatte das Original nach dem Exil abreißen lassen - zu werfen, damals Poschinger Straße 1, von Erika, Klaus und den anderen Kindern »die Poschi« genannt. Ella wurde müde und sagte:



»Ich hab' ein bisschen Migräne. Schon heute Morgen hab' ich gespürt, dass es wieder kommt.«

»O je, Liebste!«, erschrak Marc. »Du Arme! Tut mir leid, dass ich es nicht bemerkt habe. Wir gehen fast direktemang zum Zentrum und fahren sofort heim ins Hotel«, beschwichtigte er. »Ich fasse mich kurz mit meinen Erzählungen, die ich dir noch anbieten könnte ... oder wollte.«

Auf die großzügige Privatwohnung Hitlers am Prinzregentenplatz, wo sich seine Nichte und Geliebte Geli Rauball erschossen hatte und wo jetzt die Polizei Büros hatte, wollte er sie doch noch aufmerksam machen. Dann, am Surfer-Spot Eisbachwelle und an Hitlers »Haus der Kunst« vorbei, wo später die Promi-Disco P1 logierte, sah er sich ein bisschen verstohlen – er wollte sie wegen ihrer Migräne schonen und schweigsam sein – und vergeblich nach jenem Ort um, wo es 1971 die erste Geiselnahme bei einem Banküberfall gegeben hatte. Als Kind hatte er die Sache mit Schrecken verfolgt und sich die Namen gemerkt: Rammelmayr, Hans Georg Rammelmayr, hieß der erschossene Bankräuber. Reppel, Ingrid Reppel, war die beim Besteigen des Fluchtautos tödlich getroffene junge Geisel, Todorov der Komplize in der Filiale, der das Drama überlebte und mit 22 Jahren Haft büßen sollte. Im gegenüberliegenden Restaurant »Käfer« hatten sich die Gaffer gedrängt, und ein betrunkenener Franz Josef Strauß soll sein Jagdgewehr angeboten und getönt haben: »Diese Schweine knall' ich persönlich ab!«

Am Odeonsplatz musste Marc ganz knapp vom Hitler-Putsch 1923 erzählen, dem sogenannten Marsch auf die Feldherrnhalle. Am Hofbräuhaus reichte ein Hinweis. Ella bedankte sich. Sie litt. Sie war tapfer, wie immer. Das Abendessen fiel aus. Und der Sex auch.



Als Marc vor vielen Jahren seinem jüngeren Sohn Daniel, der in München seinen Zivildienst ableistete, das Reihenhaus Connollystraße 31 gezeigt hatte, war an nichts zu erkennen gewesen, was dort am 5. September 1972 geschehen war. Jetzt gab es vor der Haustür zum Appartement immerhin eine ganz neu wirkende Gedenktafel, auf der sich zahllose Kiesel türmten. Der nächste wäre wohl heruntergefallen. Hier hatten acht schwerbewaffnete Palästinenser der Terrorgruppe »Schwarzer September« mit Unterstützung deutscher Neonazis den »fröhlichen Spielen« ein abruptes Ende bereitet, waren im Morgengrauen über den Zaun geklettert, in das praktisch unbewachte Olympische Dorf eingedrungen und hatten elf israelische Sportler als Geiseln genommen, zwei von ihnen dort gequält, erschossen, ihre Leichen geschändet und die übrigen Wehrlosen misshandelt und gedemütigt.

Gleich am Nachmittag noch fuhren Ella und Marc hinaus zum Militärflughafen Fürstenfeldbruck, wo sich das fürchterliche Finale abgespielt hatte, ein fataler und völlig dilettantischer Einsatz der deutschen Polizei. Ein kleines Denkmal erinnerte dort an die Tragödie. Alle neun, von der Tiefgarage aus im Bus weggebrachten, dann mit zwei Hubschraubern ausgeflogenen Geiseln waren durch Handgranaten oder im Kugelhagel gestorben und im Helikopter verbrannt, fünf Terroristen auch.

Drei der Palästinenser hatten überlebt, wurden aber bald danach durch eine Flugzeugentführung freigespresst. Die Rache der israelischen Mossad-Einheit »Caesarea« fiel blutig und brutal aus, mit Bomben, Gift und Gewehren. Im norwegischen Lillehammer starb auch ein unschuldiger marokkanischer Kellner aufgrund einer Verwechslung, in Beirut eine 70-jährige unbeteiligte Italienerin.



Jetzt aber stiegen Marc und Ella einen Grashügel hinauf zu einer Gedenkstätte, die vor kurzem von zwei Präsidenten eröffnet worden war: ein geschmeidig in die Landschaft geschmiegener grasbedeckter Pavillon mit allen Informationen über die Tat und die Toten. Die Berichterstattung vom damaligen Tage lief auf einer Videowand in Endlosschleife. Auch an der Brücke zum Olympiastadion gab es ein Denkmal.



Von Fürstenfeldbruck aus fuhren sie nach Starnberg, spazierten in Berg zu der mit einem Kreuz markierten Stelle im See, an der Ludwig II., der Märchenkönig, auf bis heute rätselhaft gebliebene Weise ertrunken war. Es war schon dunkel, als sie in Gauting einen Blick auf das längst von Anderen bewohnte Landhaus der Großtante Pauline

warfen. Und stockfinster war es geworden, als sie unmittelbar vor der Rückkunft im Hotel rechts auf dem Gehweg einen Mann bemerkten, der stark schwankte und plötzlich wie von einer Schnur gezogen direkt vor ein rotes Auto fiel, das vor ihnen fuhr.

Beide bremsten scharf. Marc war schneller bei dem Betrunkenen als die Fahrerin, auch Ella noch. Der Mann lag schon unter dem Audi, knapp vor den Vorderreifen, war aber anscheinend unversehrt und stank fürchterlich nach Schnaps und Elend. Die Fahrerin hatte einen leichten Schock, stammelte nur Worte der Erleichterung, als Marc und Ella dem armen Teufel trotz ihres Ekels aufhalfen. Nur mit Mühe konnten sie ihn hindern, weiter seinen Nachhauseweg zu suchen, worauf er beharrlich, fast gar ein bisschen bedrohlich bestand. Sie setzten ihn auf eine Bank, wo Ella ihn festhalten musste, während Marc das Auto der völlig aufgelösten Fahrerin zur Seite fuhr und dann sein eigenes in der Nähe parkte, nicht ohne ein Foto von der Situation gemacht zu haben. Es dauerte, bis die alarmierte Polizei kam, und es dauerte noch länger, bis sich die Rettungskräfte um den Abgestürzten kümmerten.

Der Museumstag, zunächst in der Alten Pinakothek, war vor allem Dürer gewidmet. Das »Selbstporträt im Pelzrock« hing als Druck an seiner Wand über dem Schreibtisch, gleich neben dem Kupferstich der »Melencolia I«, die nicht nur in Thomas Manns »Doktor Faustus« eine so wichtige Bedeutung hat, sondern für Marc auch der gültig gebliebene künstlerische Ausdruck für die Depressionen war, die ihn seit Jugendjahren quälten - und die vielleicht auch Albrecht Dürer gepeinigt hatten.

Für Altdorfers »Alexanderschlacht«, für Tizians melancholischen Habsburger »Kaiser Karl V.«, für Raffael und Leonardo da Vinci interessierte sich Marc, für Vermeers »Briefleserin«, die vom Rijksmuseum Amsterdam auf ein Gastspiel entliehen war, auch für Velázquez und El Greco, den er Ella ein wenig näherbringen konnte: als Expressionisten der Renaissance und mit seinen einzigartig schmalen Gesichtern und Gestalten. Einen Caravaggio, ihren römischen Favoriten, konnte ihr München nicht bieten. Dafür gefielen Ella die Holländer, vor allem Frans Hals und die Brueghels.



Der Königsplatz wirkte trotz strahlendem Sonnenschein gespenstisch, woran auch der lustig tätowierte Laokoon vor der Glyptothek nichts ändern konnte. Im sogenannten Führerbau nebenan war 1938 das Münchener Ab-kommen zulasten der Tschecho-slowakei verhandelt worden, die ersatzlos das Sudetenland an Hitlerdeutschland abtreten musste – ein schändlicher

Verrat, wie Thomas Mann das zornig brandmarkte. Nun nutzte den Bau die Musikhochschule, die gerade von einem Skandal um Übergriffe oder gar Vergewaltigungen gebeutelt wurde. Das neue Dokumentationszentrum Nationalsozialismus am Platz des »Braunen Hauses« fand Marc vor allem architektonisch sehr gelungen. Ella lobte auch die Präsentation.

Ein schöner Ort war das Lenbachhaus, das alte Stadt-Palais des Münchner Malerfürsten, auch des lauschig gepflegten Gartens wegen. Ella war von dem Joseph-Beuys-Environment »zeige deine Wunde« beeindruckt. Bei Beuys' Badewanne neckte er sie mit dem abgenutzten Spruch »Ist das Kunst, oder kann das weg?« ein wenig. Er freute sich aber, dass sie geradezu entzückt war über die große Sammlung an Arbeiten und Materialien von Gerhard Richter. Marc selber fand besonderen Gefallen an ein paar Bildern des »Blauen Reiter«, dessen Künstler eigentlich nicht so zu seinen Favoriten gehörten. Vor allem ein Selbstporträt der Marianne von Werefkin, aber auch die Jawlenskys betrachtete er lange.



Im Foyer freute sich Marc über eine Neon-Installation, die über grünem Grund die blaue Leuchtschrift »fake« führte. »Mein Thema«, sagte er lachend zu Ella, und sie wusste, was er meinte.

Die Geburt des Bösen

Zwar hatten sie auch mal vom Südtiroler Martelltal aus die Schöntaufspitze bestiegen, einen echten Dreitausender. Doch das war bis dahin ihre einzige Alpenreise geblieben, zumal Ella nicht mehr Skilaufen lernen wollte, um Marc im Vorfrühling bei seinen Tagestouren nach Damüls oder Mellau im Vorarlberg zu begleiten. Die Fahrt nach Berchtesgaden und zum Obersalzberg – traumhaftes Wetter, wie fast immer – dauerte zweieinhalb Stunden. Zeit genug, sich ausführlich über das auszutauschen, was es mit diesem Ort auf sich hatte und was sie erwartete.

»Mal sehen, ob das eine Pilgerstätte für die Hitler-Verehrer geworden ist«, sinnierte Ella. »Bei der Wolfsschanze hatten wir das ja auch befürchtet. Und uns Gott sei Dank getäuscht.«

»Ich glaube, die meisten Touristen, solche und solche, sind gar nicht so genau im Bilde«, meinte Marc. »Sie strömen zum Kehlsteinhaus, dem 'Eagle's nest', wie es die Amis mythisierend nennen. Dabei hat das der finstere und unterwürfige Bormann seinem Führer zwar als protziges Geschenk gebaut, Hitler hat es aber wohl mehr oder weniger links liegen lassen.«

»Beziehungsweise oben«, scherzte Ella, und sie lachten beide.

»Die Aussicht soll toll sein. Aber wir müssen da nicht rauf«, meinte Marc.

»Nein, müssen wir wirklich nicht«, stimmte Ella zu.



»Meine Vermutung ist«, fuhr Marc fort, »dass alle wichtigen Entscheidungen Hitlers, vom Überfall auf Polen und später auf die Sowjetunion bis zum Westfeldzug oder bis zur Besetzung der sogenannten Rest-Tschechei oder Dänemarks und Norwegens dort oben gefallen sind. Auch der Entschluss zur Vernichtung der Juden. Dazu gibt es ja keinen eigentlichen Befehl von Hitler, jedenfalls keinen schriftlichen. Es gibt Görings

Anweisung an Heydrich zur 'Endlösung der Judenfrage', die bald nach dem Angriff auf die Sowjetunion ergangen ist, wenn ich es recht in Erinnerung habe. Aber ich habe das mal überprüft: Danach, also Ende 1941, nachdem der beabsichtigte Blitzkrieg vor Moskau steckengeblieben war, und vor der Wannseekonferenz, wo sich die untergeordneten Chargen - Heydrich ausgenommen, Eichmann vielleicht noch, aber der war da zunächst auch ein eher kleines Licht... also, bevor die sich da zur Organisation des Holocaust trafen, war Hitler für längere Zeit auf dem Obersalzberg.«

»Muss man das denn so genau wissen?«, wandte Ella ein.

»Ich finde schon. Mich beschäftigt immer die Aura von solchen Orten. In Weimar, bei Goethe, Schiller, da ist das positiv. Hölderlin-Turm in Tübingen, naja. Nietzsches Rücken aber auch. Ich würde übrigens gern mal nach Sils Maria, zu seinem Alpenquartier, wo es den Zarathustra-Stein am See gibt ... Aber hier, da hat trotz dieser unglaublichen Landschaft - schau, da kannst du schon den Watzmann erkennen - gigantisch, oder? - wahrscheinlich das größte denkbare Unheil seinen Ausgang genommen, das Böseste, was vorstellbar ist.«

»Klingt bisschen pathetisch vielleicht. Aber stimmt trotzdem. Ja, so seh' ich das auch. Das ist der Gegenpol zu Treblinka. Als Täterort«, sagte Ella nachdenklich.

»Hitler ist ja jeden Tag zum Mooslahner Kopf spaziert. Ein Aussichtspunkt mit Blick auf Salzburg. Bormann hat ihm dann da ein Teehaus gebaut. Ich weiß nicht, ob das noch steht. Glaub' nicht. Wenn du willst, suchen wir den Ort. Aber schon die Reste des Berghofs sollen ziemlich versteckt sein, damit das keine Pilgerstätte wird. Jedenfalls stelle ich mir vor, dass Hitler hier mit Leuten wie Himmler und Heydrich seine Pläne entwickelt hat, auf diesen Spaziergängen.«

»Übrigens gab es«, fiel Marc ein, »dort irgendwo im Wald auch das sogenannte Kampfhäusl aus der Zeit nach dem Putsch und der Haft in Landsberg. Dort soll Hitler mit Heß 'Mein Kampf' fertiggeschrieben haben. Da hatte er sich eingemietet im Haus Wachenfeld, Vorläuferbau, den er dann gekauft hat, als er reich wurde mit den Tantiemen von dem fatalen Buch. Und da stehen seine Pläne ja drin, ziemlich unverhohlen. Ich muss da nicht überall gewesen sein. Dokumentationszentrum und Berghof-Reste, das reicht mir als Eindruck. Lieber auf dem Rückweg noch ein Stopp am Chiemsee.«

Ella war einverstanden.



Am Parkplatz beim einstigen Platterhof, dem späteren Gästehaus im sogenannten Führersperrgebiet, war Hochbetrieb. Es wurde sogar gezankt um freiwerdende Lücken. Die weitaus meisten Touristen zog es aber tatsächlich zum Kehlstein-Bus. Nach der Ausstellung machten sich Marc und Ella auf den Weg zum Wald, in dem sie die Reste von Hitlers unheilvoller Residenz vermuteten. Auf den Wanderschildern wies nur ein mit Markierstift handschriftlich angefügter Zusatz auf den Berghof hin.

Wo einst die Terrasse gewesen sein mochte, stand jetzt eine Tafel mit knappen Informationen. Nur eine Handvoll Menschen streifte über das Gelände. Ein paar abgebrannte Grablichte gab es zwischen den Grundmauerresten, hier und da abgelegte Blumen.

»Ich glaube, die räumen das immer ab«, mutmaßte Marc.

»Ja, bestimmt«, meinte Ella. »Und das ist auch gut so.«

Sie hatte, um das Alter der Bäume abzuschätzen, an einen Baumstumpf, dessen Rand schon eine Ameisenkolonie bearbeitete, die Ringe gezählt. Es passte. Bäume drüber wachsen lassen: In den Fünzigern war der böse Ort aufgeforstet worden, mit schnellwachsendem Gehölz.



Eine Lücke im Laubwerk, die offenbar freigelassen worden war, gab den Blick auf jenen dunklen Berg frei, der auf den Filmaufnahmen von der Führerterrasse stets den Hintergrund abgab. Ob dieser bewaldete Rundrücken oder die Felsformationen dahinter der mythische Untersberg war, wusste Marc nicht zu sagen, als Ella danach fragte. Den Watzmann, dieses imposante

Massiv, sah man jedenfalls nie – weil er vom Berghof aus nicht zu sehen war. Das war ihnen schon auf der Aussichtsterrasse der Dokumentation aufgefallen.

Sie wollten zurück über die oberhalb gelegene Hochfläche, wo hinter dem Hotel »Zum Türken«, zum SS-Hauptquartier gemacht, einstmals ausgedehnte Kasernen gestanden hatten und vor einigen Jahren ein Luxushotel mit Golfplatz gebaut worden war. Fragwürdige Sache, wie Marc fand. Eine Spaziergängerin, die als Mitarbeiterin des Zentrums ihre Mittagspause machte, fragten sie nach dem Weg. Sie empfahl eine große Schleife, was Marc zu weit war. Er neigte immer zur Direttissima. Ella war sauer, fast zornig, als sie mühsam über einen Zaun klettern und eine Mauer erklimmen mussten, wobei er seine Brille verlor.

Als sie wieder vor der Ausstellung standen, sagte sie:

»Ich will jetzt weg hier. Es reicht. Genug.«

Ein Fest, eine Bombe, zwei Abstürze

Den Spätfolgen des Nationalsozialismus wollten sie sich am letzten Münchener Tag widmen, als sie zur Theresienwiese fuhren, des Oktoberfest-Attentats vom September 1980 wegen, bei dem zwölf Festbesucher getötet worden waren, darunter drei Kinder und zwei Jugendliche, zudem der Bombenleger Gundolf Köhler selber, ein Geologiestudent aus Tübingen. 221 Oktoberfest-Gäste waren verletzt worden, 68 davon schwer und mit bleibenden Schäden. Der Anschlag war der bis dato schlimmste Terrorakt in der Geschichte des Landes geblieben.

Eine abgerissene Hand, die keinem der Toten und der registrierten Verletzten zugeordnet werden konnte – es gab Indizien für zwei Komplizen – und die irgendwann aus den Asservaten verschwand, war nur ein Einzelaspekt von vielen Ermittlungsspannen, die den letztlich nie geklärten Fall auch zu einem Skandal gemacht hatten. Was wohl anfangs auch damit zusammenhing, dass der Bundestagswahlkampf zwischen den Kanzlerkandidaten Schmidt und Strauß auf dem Höhepunkt war, als der Sprengsatz am Haupteingang zum Volksfest detonierte.

Für Ella war der Bombenanschlag auch deshalb von einer besonderen Bedeutung, weil Marc sie gefragt hatte, ob sie diesen Gundolf Köhler nicht vielleicht sogar gekannt haben könnte. Denn als Mineralogin musste sie im gleichen Uni-Bau studiert haben wie der aus Donaueschingen stammende Geologiestudent. Es stellte sich beim Nachrechnen aber heraus, dass es, wenn auch knapp, keine zeitliche Überschneidung gab. Sie hatte ihr Studium exakt im Wintersemester nach dem Anschlag aufgenommen. Dass davon damals die Rede gewesen wäre unter Studenten und Professoren, das war ihr nicht erinnerlich.

Dabei hatte es um das Neonazi-Umfeld Köhlers damals durchaus Aufregung gegeben in Tübingen, wie Marc recherchiert hatte. Eine aus Neonazis gebildete »Wehrsportgruppe Hoffmann«, zu der Köhler gestoßen war, hatte vor der alten Mensa »Prinz Karl« in der Altstadt eine Massenschlägerei angezettelt, die in die studentische Stadtgeschichte eingegangen war und nicht nur Gerichte noch lange beschäftigen sollte.



Ein rostiges Halbrund mit Splitterlöchern und einer Steinstele im Brennpunkt war den Toten und den Verstümmelten als Denkmal gewidmet. Eigentlich angemessen und würdig, wie Marc fand, aber Ella verabscheute rostiges Eisen als Werkstoff für Kunst zutiefst, im Gegensatz zu Stahl und Stein oder zu Fett und Filz, wie bei Beuys. Sie gingen das Areal ab, um sich eine Vorstellung von dem Inferno zu machen, auch den Verkehrsteiler mit dem Namen »Brausebad-Insel«, wo Zeugen kurz vor der Explosion einen Streit zwischen Köhler und zwei Männern beobachtet haben wollten, andere einhellig zumindest zwei Begleiter.

Zu den Zufallsfunden, manchmal auch traurigen Entdeckungen, die sie bei ihren Streifzügen immer wieder machten, gehörte auf dem Weg zur U-Bahn die Gedenktafel für einen Flugzeugabsturz, von dem weder Ella noch Marc jemals etwas gehört hatten – im Gegensatz zu der Münchener Katastrophe mit der Maschine der Fußballmannschaft von Manchester United, als das Flugzeug am 6. Februar 1958 nach einem missglückten Startversuch über die Startbahn hinausgeschossen und nach dem Crash explodiert war. 23 Menschen hatten dabei ihr Leben verloren, unter ihnen acht Fußballer.

Bei jenem zweiten Absturz nahe der Oktoberfestwiese war am 17. Dezember 1960 eine ebenfalls vom alten Flughafen Riem gestartete Propellermaschine an der Turmspitze der Paulskirche hängengeblieben und auf eine Straßenbahn gestürzt. Im Flugzeug starben alle 20 Passagiere und Besatzungsmitglieder, in der Tram weitere 27 Menschen, dazu noch fünf Fußgänger.

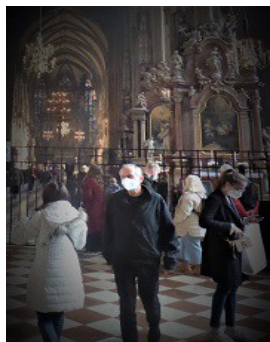
»Beim Flughafen Riem fällt mir noch ein«, sagte Marc, »dass es da ein paar Tage vor dem Brandanschlag auf das jüdische Altenheim auch einen blutigen Entführungsversuch gegeben hat. Eine El-Al-Maschine mit Ziel Tel Aviv sollte gekapert werden, und der israelische Pilot hatte wohl noch in der Abflughalle Verdacht geschöpft oder die Waffen gesehen und eine Prügelei mit den Palästinensern angefangen, wenn ich mich recht entsinne. Einer von den verhinderten Entführern hat dann den Zündbügel gezogen und seine Handgranate zwischen die wartenden Passagiere geworfen.«

»Ein junger Israeli« fuhr Marc fort, »hat sich wohl auf sie geworfen und ist zerfetzt worden. Arie Katzenbach oder Katzenstein oder so hieß er. Irgendwas mit Katze jedenfalls. Erst mal ohne Gewähr. Muss ich daheim recherchieren. Ein Opfertod. Ein Held, ja, ein echter Held, der sein Leben hingegeben hat. Der hat den anderen das Leben gerettet, auch wenn wohl einige schwer verletzt worden sind. Die gescheiterten Hijacker und Mörder sind wohl bald abgeschoben worden. Viele Airlines haben dann Schutzgeld an palästinensische Terrorgruppen gezahlt, habe ich gehört. Aber das hat wohl nicht wirklich was genützt.«



Auf dem Rückweg von München machten sie in Ulm Station, um im romantischen Fischerviertel zu essen, und besuchten beim Bummel durch die schwer von Bomben heimgesuchte Münster-Stadt die Judaica einer einst großen und wichtigen jüdischen Gemeinde. Das Denkmal am Platz des zerstörten Geburtshauses von Albert Einstein war nicht zugänglich. Irgendwas Neues wurde gerade drumherum gebaut.

Lockdown



Mit dem Lockdown und den Corona-Maßnahmen war im April auch für die offen gebliebenen Lebensmittelmärkte sowie in Bus und Bahn die Maskenpflicht eingeführt worden. Unis, Schulen und Kindergärten, Konzertsäle, Kneipen, sogar Kirchen – alles dicht. »AHA«-Regel nannte man die Trias aus Abstandsgebot, sogenannten Alltagsmasken und »Hygiene«, also Händewaschen oder Desinfizieren – obwohl nach allem medizinischen Menschenermessen das Virus nicht durch Schmier-, sondern durch Tröpfcheninfektion übertragen wurde.

Von den Balkonen wurde geklatscht, manchmal musiziert – für die Helden, die an Supermarktkassen, in Krankenhäusern, Arztpraxen und Heimen tapfer weiter ihren Dienst taten. Für all jene, die nicht mehr arbeiten durften, klatschte keiner. »Danke, dass ihr da draußen für uns da seid!«, stand auf Plakaten. Der Kitsch blühte, fand Marc. Die Welle von Solidarität im »Kampf gegen Corona« grenzte allerdings sofort alle aus, die sich auch nur skeptisch zeigten gegenüber einzelnen Maßnahmen. Ein wahrer Wettlauf um noch schärferes Vorgehen wurde von nahezu allen Medien täglich angeheizt. Man zog Trennscheiben aus Plexiglas hoch, an Kassen, in Ämtern, sogar in Gerichtssälen. Private Treffen außerhalb der Familie waren in der Personenzahl begrenzt, Partys sowieso verboten. Später kamen noch nächtliche Ausgangssperren hinzu.

Nicht nur Theater und Museen, Clubs und Bars, Sporthallen und Trainingsplätze blieben zu und gesperrt. Schließen mussten auch die Fitness-Studios. Binnen eines einzigen Tages nach Bekanntgabe fand das statt. Mit einigen anderen Freizeitsportlern stand Marc am Morgen vor verschlossenen Türen. Ein handschriftlicher Zettel am Eingang zeigte die Eile.

Neben den Fallzahlen beherrschten neue Begriffe wie der R-Wert oder später die sogenannte Inzidenz die Medien, alles vage, weil von der Testhäufigkeit abhängig und nicht wirklich wissenschaftlich fundiert, wie Marc in seinen kleinen Kreisen meinte. Denn die gängigen PCR-Tests als Grundlage lieferten mit Bruchstücken des Genoms nur den Beleg, dass ein Patient mal mit Corona-Viren in Kontakt gekommen war. Eine akute Krankheit könne der Test nicht nachweisen, auch nicht, ob der Mensch ansteckend war oder womöglich gar schon immun.

Als die Sportstudios im Juni nach zehn Wochen unter strengen Auflagen und sogenannten Hygienekonzepten wieder öffnen durften, war Marc einer der ersten, die sich wieder an die Geräte und aufs Laufband trauten. Er freute sich, dass er mit den vielen Frischluft-Läufen in der Frühlingsnatur und mit ein bisschen Gewichts-Gymnastik seine Kondition ganz gut halten können. Auch Ella war nach einigen Tagen wieder da, ignorierte ihn aber völlig und wich ihm diskret und dezent aus. Man lief an den entgegengesetzten Enden der Reihe, in der jedes zweite Gerät gesperrt war, beide inzwischen mit Kopfhörern von der Umgebung abgeschirmt.

Manchmal legte er sich nach der Sauna noch ein wenig sonnen im kleinen Innenhof. Dort hörte er kurz nach der Wiederöffnung einem Gespräch zwischen zwei Frauen zu, offenbar Freundinnen, das erst ganz leise, fast flüsternd, aber dann immer engagierter geführt wurde. Vor allem die Jüngere, die er bisher nur selten im Studio gesehen hatte, sprach sich vehement gegen die Corona-Verordnungen aus, bis sie fast ein wenig erschrocken innehielt und an Marc gewandt sagte:

»Entschuldigung, aber es ist doch so! Das hat doch alles hinten und vorne keinen Sinn! Wahrscheinlich sind Sie anderer Meinung. Ich höre auch schon auf.«

»Kein Problem« gab Marc zurück. »Viele Dinge sehe ich auch kritisch, zumindest skeptisch. Und was Sie sagen, hat eigentlich schon Hand und Fuß. Aber man traut sich ja kaum noch, den Mund aufzumachen bei der allgemeinen Panik. Zumal die meisten Leute völlig fassungslos reagieren und absolut dichtmachen schon beim kleinsten kritischen Einwand. Saunas schließen ist zum Beispiel eher sinnfrei. Bei diesen Temperaturen ist ein Virus schon kampfunfähig, bevor sein tragendes Tröpfchen zum Nachbarn geflogen ist. Dieses Einkaufswagengebot ist auch so ein übereifriger Nonsens. Sind Sie vom Fach?«

»Wie man's nimmt«, antwortete sie. »Ich bin Mikrobiologin, promoviert sogar, arbeite gerade aber bei einem privaten Projekt, das Life Balance heißt. Ernährungsberatung und ein bisschen mehr. Und Sie?«

»Ich bin Journalist«, sagte Marc, »Ich habe zwar mal ein paar Semester Medizin studiert, bin aber heutzutage eher in Gemeinderäten, auf Gericht und in der Kultur unterwegs.«

»Ah, interessant, dann könnten Sie ja mit auf die unsere Großdemo in Berlin kommen und darüber berichten, wenn Sie auch nicht einverstanden sind mit diesen Maßnahmen. Kommen Sie doch mit! Wir bilden Fahrgemeinschaften. Ich heiße übrigens Petra«, sagte sie.

»Nein, nein«, wehrte er ab, »als Journalist demonstriert man nicht. Da beobachtet und berichtet man. Ich heiÙe Marc. Wir können nachher gern Telefonnummern tauschen.«

»Kommen Sie... komm doch mit!«, beharrte sie. »Es wäre schon was gewonnen, wenn mal jemand nicht so mainstream-mäßigen Mist berichtet. Das ist doch Hysterie, auch in den Medien. Von diesen Ahnungslosen lasse ich mich doch nicht als Corona-Leugner oder als Covidiot beschimpfen«, rief sie.

»Wenn schon, dann Corona-Leugnerin und Covidiotin, bitte«, scherzte Marc, »Wo sind wir denn!«

Sie lachte kurz auf und fuhr dann fort:

»Und überhaupt diese Maskenpflicht! Ich halte das nicht aus!«, ereiferte sie sich, »und außerdem habe ich da ein Kindheitstrauma.«

Marc merkte auf: » Wie? Erzähl'!«

Petra war kurz blass geworden, schien ihm. Sie überging aber die Bitte. Stattdessen redete sie sich weiter in Rage:

»Und an jeder Ecke ein Blockwart!«

»Oder eine Blockwartin« wiederholte Marc seinen Scherz. »Aber sie sind doch wenigstens freundlich, jedenfalls fast immer.«

Sie verzog den Mund und lachte bitter.

»Naja, vielleicht die geschulten Leute in den Geschäften. Ansonsten verstehen die meisten, die mir da so begegnen, keinerlei Spaß. Null.«

»Maske für Gefährdete, Verängstigte und Besorgte, für alle Erniedrigten und Beleidigten - dazu natürlich auch für medizinisches Personal, für Pflege und Betreuung - und zwar kostenlos, das fände ich okay«, wandte Marc ein und bemühte sich um einen entspannteren Ton. »Aber das wäre dann eben auch vollkommen ausreichend. Diese Volksverummung ist jedenfalls eine Horror-Show«, kalauerte er und fuhr ernst und ruhig fort:

»Du hast ja vollkommen recht. Ich verstehe allerdings im Gegensatz zu dir diesen Standpunkt von absoluter Vorsicht prinzipiell schon, auch wenn alles auf dünnstem wissenschaftlichen Eis rumrutscht. Aber es darf eben nicht der einzige Standpunkt sein. Nicht mal mehr einen Anstands-Skeptiker setzen sie in die Talkshow-Runden. Aber sie dürfen verächtlich gemacht werden, also hochqualifizierte Wissenschaftler wie du«, charmierte er, »mit völliger Selbstverständlichkeit.«

»Und Leugner«, fuhr er fort, »das hat schon vom Wort her so eine religiöse Aura. Ich sage nur Luther, Jan Hus, Galilei, Hexen. Wie beim Klimawandel auch. Leugner... allenfalls bei Holocaustleugnern habe ich mir das gefallen lassen, aber selbst da mit Bauchschmerzen... na gut, 'Bestreiter' klänge hölzern.«

»Das hat doch alles System«, ereiferte sie sich, »die wollen uns nicht nur die Grundrechte nehmen, die wollen uns entmündigen!«

»Na ja, ich glaube nicht, dass da ein finsterner Plan dahintersteckt und irgendwer irgendwo die ganz großen Strippen zieht. Man muss schon aufpassen, dass man nicht wirklich zum Verschwörungstheoretiker wird. Da ist viel Fragwürdiges, leider auch viel Propaganda aus meiner Zunft - was sich nicht gehört für Journalisten. Aber an finstere Mächte glaube ich nicht. Ich muss leider gehen jetzt«, schloss Marc ab. »Tauschen wir noch die Telenummern. Ich würde mich freuen, wenn wir uns mal ausführlicher unterhalten können.«

»Gern«, sagte Petra. »Vielleicht kann ich dich ja doch noch zur Demo überreden.«

Ein paar Tage später trafen sie sich vormittags in einem Ausflugslokal, wo die Tische unter den Kastanien weit auf Abstand gestellt waren. Erst nach der Begegnung im Saunagarten war ihm aufgefallen, dass Petra eigentlich ganz hübsch und ganz attraktiv war: groß, hochgestecktes blondes Haar, gute Figur, wenn auch nicht genau sein Typ, schönes Gesicht mit großen, etwas kindlichen Augen, braun. Neun Monate nachdem ihn Ella verlassen hatte, war ihm noch nicht wirklich nach Flirt. Aber er beschloss, sich offen dafür zu zeigen und sich zum Lockern erstmals seit Monaten wieder Alkohol zu gönnen. Marc bestellte eine leichte Mostschorle. Petra trank Wasser.

Bei allem weitgehenden Einvernehmen in den Ansichten zu Corona und den Maßnahmen der Politik, erschien Petra ihm mit der Zeit doch schon ein bisschen zu abgedreht, zu fanatisiert. Bevor das ins Streitige ausartete, wollte er das Gespräch lieber aufs Persönliche lenken. Musik hätte etwas Verbindendes sein können. Aber dass sie mit ihrem Gospelchor auch ein starkes Engagement in einer sogenannten charismatischen Christengemeinde verband, schreckte Marc eher ab. Bei Fragen nach Kindheit und Elternhaus wurde sie schmallippig. Er ahnte da einen dunklen Fleck, meinte auch, Zeichen auf ihrer Stirn zu sehen, an dem er Menschen zu erkennen glaubte, die einen Missbrauch erlitten hatten, aber auch depressive Leidensgenossen; zumal sie sagte, dass sie immer Single geblieben sei: »Da hat sich nie was Längeres ergeben.«

»Ich sehe da was in deinen Augen, auf der Stirn«, setzte Marc zwar an, brach das Thema aber sofort ab, als sie seinem Blick auswich. »Ich muss dich da später nochmal nach fragen...« Fast gleichzeitig wurde ihm klar, dass er eigentlich nichts von ihr wollte.

Er war noch nicht soweit.

Sie hielt ihn über ihre »Querdenker«-Aktivitäten zu Corona auf dem Laufenden, wenn sie sich trafen beim Sport, warb auch noch ein paarmal für Demos. Aber das Verhältnis verlief sich.

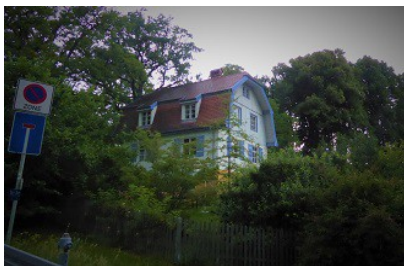
Als Marc noch mal ein längeres Gespräch mit Petra an ihrem Cross-Trainer hatte, fühlte er sich von Ella beobachtet, die weit weg ihr Laufprogramm abspulte. Umgekehrt war Ella wenig später, als Marc gerade sein Laufband bestieg, direkt in seinem Blickfeld im Gespräch mit einer Mutter und deren Kind mit Downsyndrom zu sehen. Vielleicht war es jener fröhliche Mikkel, von dem sie ihm immer wieder einfühlsam aus der musikalischen Früherziehung berichtet hatte. Ihr Augenstern. Früher, dachte Marc, hatte man sie mongoloid genannt, ganz arglos. Aber das war nicht mehr statthaft, hatte ihn Ella belehrt, weil sich wahlweise diese wundersam freundlichen Menschen oder die Mongolen hätten beleidigt fühlen können oder sollen oder müssen.

Im Nike-Saal



Von seinem Großvater, dem Verleger, Journalisten und katholischen Hitler-Gegner hatte Marc das Faible für Kupferstiche geerbt. Und während der Zeit der Isolation war ihm beim Surfen ein Stich von Johann Georg Probst aufgefallen, der Rom zur Goethezeit im großen Format zeigte und gerahmt sehr günstig angeboten wurde. Er kaufte ihn und beschloss, den teuren Versand zu sparen und das schöne Stück selber in Bad Tölz abzuholen. Denn ihm war nach Luftveränderung. Ihm war nach Reisen.

Eine Tagesfahrt in den Kurort, wo Thomas Mann seine Sommervilla gehabt und den »Tod in Venedig« geschrieben hatte, konnte er zusätzlich gut mit zwei Zielen verbinden, zu denen es ihn immer schon mal gezogen hatte. Polling, ein kleiner Klosterort nahe dem oberbayrischen Weilheim, war das Eine für den Hinweg. Dort, im fiktiven Refugium seines Komponisten Adrian Leverkühn, spielten die wichtigsten Teile von Thomas Manns »Doktor Faustus«. Dort, am Alterssitz seiner Mutter und am Ort des Freitods seiner Schwester Carla mittels Zyankali (aus gekränkter Liebe), hatte der Nobelpreisträger Besuche gern mit kurzen Ferientaufenthalten verbunden.



Für die Rückfahrt bot sich Murnau am Staffelsee an, das die beiden Künstlerpaare Gabriele Münter mit Wassily Kandinsky und Marianne von Werefkin mit Alexej Jawlensky in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg als malerischen Arbeitsort für sich entdeckt hatten. Hier, im sogenannten Russenhaus der Münter, war der Expressionismus in die Abstraktion übergegangen.



In Polling-Pfeifferring wollte Marc den »Dr.-Faustus-Weg« abgehen, der an einem vormaligen Gesindehaus vorbeiführte, das die Witwe Julia Mann gemietet hatte, am Bahnhaltepunkt, am Rohmbühel und dem Klammerweiher (der freilich sein wirkliches Vorbild in Tölz hatte). Natürlich begann der Weg am Klostergut der Verwalter Schweighart-Schweigestill. Ein Schild »Privatgrund« irritierte Marc. Aber ein freundlicher Sportradler, der gerade zur Tour aufbrechen wollte, gab Auskunft: »Fragen Sie ruhig dort. Das ist ein älteres Künstlerpaar. Die sind Mieter dort und ganz stolz auf die Geschichte der Gemäuer.«

Auf sein Klingeln an einer Ziehglocke hin öffneten sie zunächst zaghaft und vorsichtig. Erst reserviert, aber zusehends offen und auskunftsfreudig, empfingen sie dann den Gast, der auch an ihrer Kunst Interesse zeigte. Sie führten ihn in die Wohnküche zu dem originalen Esstisch, an dem Frau Schweighart den Feriengast Thomas Mann bewirtet hatte, in die Abts-Stube, die Vorbild war für Adrian Leverkühns Schlaf- und Arbeitsraum und ihnen jetzt als geräumiges Schlafgemach mit Bücherwand diente, und schließlich in den Nike-Saal, in dem der Künstler neben eigenen Werken und Faustus-Devotionalien auch eine Kopie der Louvre-Nike drapiert hatte.



Das war der Raum, in dem Adrian Abschied von seinem Freundeskreis genommen hatte und in einer erschütternden Szene beim Vorspiel aus seinem »Fausti Weheklag«-Werk am Hammerklavier zusammengebrochen war. Jetzt stand tatsächlich ein Flügel da, ein etwas verstimmter Steinway. Marc setzte sich, spielte das Kyrie aus Bachs h-Moll-Messe an und war zutiefst bewegt.

»Wir sahen Tränen seine Wangen herunterrinnen und auf die Tasten fallen«, zitierte Marc im Geiste Thomas Mann und hatte *auch* feuchte Augen, »die er, nass wie sie waren, in stark dissonantem Akkorde anschlug. Dabei öffnete er den Mund, wie um zu singen, aber nur ein Klagelaut, der mir für immer im Ohr hängen geblieben ist, brach zwischen seinen Lippen hervor; er breitete, über das Instrument gebeugt, die Arme aus, als wollte er es damit umfassen, und fiel plötzlich, wie gestoßen, seitlich vom Sessel hinab zu Boden. Frau Schweigestill, die doch entfernter gestanden, war schneller bei ihm als wir Näheren...«.

Die beiden Alten hörten auch den Chorälen fast andächtig zu, die Marc noch anspielte. Dann stand er auf und bedankte sich überschwänglich bei diesem Philemon & Baucis-Paar. Man tauschte zum Abschied Adressen.

Nachdem der Kupferstich-Kauf abgewickelt und ein Blick auf die Tölzer Sommervilla der Manns geworfen war, fuhr Marc nach Murnau. Das Russenhaus war schon geschlossen. Aber im Abendlicht schuf ein aufziehendes Juli-Gewitter eine malerische Dramatik, die dem Ort angemessen war.

Doppelte Begegnung

An einem sonnigen Samstagnachmittag mit ungewöhnlich klarer Luft für den Hochsommer fuhr Marc hinter Ellas Haus auf die Höhe zu der Strecke, die sie früher »die Henne« genannt hatten, wo die Aussicht so gigantisch war und die Länge des Rundkurses immer noch gut zu seinem Lauf-Level passte.

Als er fast wieder am Parkplatz beim Reiterhof war, sah er weit vor sich ein Paar spazieren und erschrak. Kein Zweifel: Das waren Ella und Dieter. Die beiden wirkten vertraut und entspannt. Jedenfalls von hinten. Wenigstens nicht umarmt oder händchenhaltend, tröstete sich Marc. Einen kurzen Moment überlegte er, die Begegnung unauffällig zu vermeiden. Weit genug weg war er ja noch. Er fand das dann aber feige, straffte seinen schon etwas erschöpften und verschwitzten Körper noch einmal, zog das Tempo an und überholte das Paar. Marc nahm keine Reaktion wahr, bei beiden nicht. Dass mindesten Ella ihn bemerkt und erkannt hatte, stand aber außer Frage für ihn.

Er erinnerte sich daran, dass er für Ella einmal eine Route durch Griechenland ausgearbeitet hatte, weil ihre Familie, wie sie sagte, also ihr Mann, sie nicht auf eine Studienreise nach Israel – oder war es Marokko? - gelassen hätte. Marc zweifelte, ob Ella bei ihrem offenen Gespräch mit Dieter auch diese Täuschung eingestanden hatte.

Als er sein Auto starten wollte, bemerkte Marc, dass er den Zündschlüssel kaum ins Schloss bekam, weil er zitterte. Und das hörte auch noch nicht auf, als er zum Duschen und für einen Saunadurchgang samt ein paar Minuten Sonnen im Sportstudio angekommen war. Es hielt ihn nicht im Liegestuhl. Unruhig und mehr von Wut und Eifersucht erhitzt als von der Sauna, ging er im Hof auf und ab wie der Panther hinter den Stäben.

Auf der Heimfahrt besorgte er sich eine Flasche Weißwein. Zuhause setzte er sich an den Schreibtisch und verfasste eine Anzeige »wegen Besitzes, eventuell Verbreitung von Kinderpornografie«. Er nannte in dem Schreiben Ella, die Ehefrau, als Informantin für den Verdacht und schärfte das noch ein bisschen an, was er vor Jahren von ihr erfahren hatte.

Marc versah das Kouvert mit seinem Namen, verschloss es und fuhr nicht etwa zum Polizeihochhaus, sondern direkt zum Dienstsitz der Staatsanwaltschaft, wo er den Umschlag einwerfen wollte. Er sah gute Chancen, dass die für Sexualdelikte zuständige Staatsanwältin, deren Engagement zuweilen in Übereifer kippte, auf den Köder anspringen könnte. Er kannte sie – und sie ihn.

Genau deshalb aber kehrte er kurz vor dem Ziel um. Mit Namen, damit würde er sich bloßstellen. Und für die Denunziation an sich schämte er sich schon jetzt abgrundtief. Auf dem Rückweg besorgte er sich eine zweite Flasche. Er spürte, dass er in ein, zwei Wochen in eine depressive Episode abtauchen würde. Und er wusste, dass eine weitere Runde des Trunks damit einhergehen würde. Ob er den Ausstieg wieder schaffen würde wie bisher stets, das war ihm vollkommen gleichgültig.

Prozesse

Zwei Prozesse, die er parallel angenommen hatte, weil er jeden Auftrag brauchte – die Zeiten, als Journalisten Prozesse komplett verfolgten, lagen lang schon zurück - zwangen ihn eine Zeitlang zur Disziplin. Im einen Verfahren ging es um Missbrauch. Ein beliebter und angesehener Waldorf-Lehrer, Stadtrat der Grünen, verheiratet, zwei Töchter, ein Sohn, war angeklagt, sich an zwei Mädchen vergangen zu haben, die zu Beginn der Taten acht Jahre alt gewesen waren. Die eine hatte er schließlich zum Oralverkehr gezwungen, die andere vergewaltigt.

Sie waren dem Mann auf die Spur gekommen, nachdem er als Kunde für Kinderpornografie aus dem Kinderschänder-Netzwerk von Bergisch-Gladbach enttarnt worden war. Bei der Durchsuchung seiner Festplatte waren auch selbstgefertigte Aufnahmen vom Missbrauch der beiden Mädchen entdeckt worden. Der Mann war zwar teilweise geständig, stritt aber die Vergewaltigungen beharrlich ab. Das Mädchen sei frühreif gewesen und habe freiwillig mitgemacht.

Im anderen Prozess war vor dem Oberlandesgericht ein junger Mann wegen 28-fachen versuchten Mordes, schwerer Brandstiftung und der Vorbereitung einer staatsgefährdenden Straftat angeklagt. Der 23-jährige, mit kurdischem Vater und deutscher Mutter, hatte zunächst Läden und Restaurants türkischstämmiger Inhaber mit Buttersäure attackiert und schließlich das Geschäft im Erdgeschoss eines Wohnhauses in Brand gesteckt, in dem zur Tatzeit 28 Menschen schliefen. Bei seiner Festnahme hatten die Ermittler in seinem Keller fertige Rohrbomben und kiloweise Sprengstoff sowie die Chemikalien zu dessen Herstellung gefunden. Nur die Zünder fehlten noch.

In seinem Geständnis gab der gelernte Elektromonteur an, er habe sich durch regelmäßiges Anschauen von Propaganda-Videos des IS allmählich radikalisiert. Alles Türkische aber sei ihm wegen der brutalen Unterdrückung der Kurden in Erdogans Türkei zusätzlich zum Feindbild geworden. Er bereue seine Taten und seine Pläne inzwischen. Sein Anwalt hatte beantragt, den jungen Mann auf eine psychische Erkrankung hin zu untersuchen. Sein Mandant könne, so der Verteidiger, womöglich schuldunfähig sein, »zumindest teilweise«.

Barbara

Marc war schon ziemlich betrunken, lag auf dem Sofa und schaute eine schlechte Dokumentation über Alexander den Großen an, als er eines Abends einen Anruf bekam. Barbaras Stimme erkannte er sofort. Sie war eine habilitierte Politologin, mit der er sich bei seiner zehnwöchigen Reha wegen der Depressionen gegen die Entmündigung durch die Therapeuten der psychosomatischen Klinik in Bad Grönenbach verbündet und auch eine kleine, verbotene Affäre angefangen hatte.

Sie passten intellektuell besser zusammen als erotisch. Ihr klarer Verstand gefiel ihm, die scharfe politische Urteilskraft und ihr spitzer Humor, der oft zum Sarkasmus neigte. Über ihren leicht vamphaft verwegenen Mantel hatte sie zum Beispiel gespottet: »Nein, da ist kein Leopard für gestorben. Da haben nur hundert unschuldige Polyester ihr Leben lassen müssen.« Mit den Jahren waren die gegenseitigen Besuche allerdings seltener geworden und hatten schließlich ganz aufgehört.

Sie schreibe, sagte sie, gerade an einem Buch zur politischen Theorie von Carl Schmitt:

»Ich habe dabei an unsere Gespräche über den dunklen Heraklit, die anderen Vorsokratiker und überhaupt all die Griechen zurückdenken müssen, die wir in Grönenbach hatten. Und an Heidegger, den Nazi der naturverbundenen Herzen. Den Braunen Rauner hast du ihn genannt, wenn ich mich recht entsinne. Triff't's, auch wenn ich solche Binnenreime nicht so mag.«

»Ja, das war spannend. Hab' auch viel profitiert davon«, gab er zurück.

»Auch an die Kröte natürlich, diese miese Denunziantin, die nur eifersüchtig war. Und an diese ganzen Entmündiger, furchtbar«, fuhr sie fort. »Die haben einen ja aufs Petzen geschworen. Die heimlichen Raucher im Wald verpfeifen, oder Leute, die in der Stadt ein kleines Bierchen getrunken haben, sowieso. Von unserem bisschen Sex nicht zu reden. Das war ja das Allerverbotenste. Grauenhaft, dieses Denunziantentum. Und diese Therapeuten hatten keinerlei Zweifel dran, dass solche Schäbigkeit zu unser aller Bestem ist.«

»Mir schaudert da auch noch, wenn ich dran denke. Immerhin: Wir nicht! Uns haben sie da nicht kleingekriegt«, erwiderte Marc.

Dann fragte Barbara direkt:

»Dir geht's offenbar nicht gut. Was ist los? Coronageschädigt?«

»Danke der Nachfrage«, antwortete Marc nach einer langen Pause und hörte sich schwer atmen. »Ja, auch Corona. Die Aufträge brechen weg. Aber eher auch Privates. Stecke wieder in einer tiefen Episode. Versuche durchzuhalten, wie immer. Depressionen sind nichts für Feiglinge. Wem sage ich das.«

»Zwischendurch hatte ich das auch immer mal wieder. Aber das Trinken hilft da nicht raus. Wissen wir doch. Pass auf dich auf!«, sagte sie mit einem fürsorglichen Ton in der Stimme.

Er beendete das Gespräch bald, weil er nicht einmal über Telefon ein solches Bild des Jammers abgeben wollte, versprach, sich wieder zu melden, sobald es ihm besser gehe, und nahm sich vor, Barbaras Mahnung bald zu beherzigen.

GRIECHENLAND

So ganz harmonisch hatte ihre letzte gemeinsame Reise nicht begonnen. Marc hatte schlechte Ausdrücke der Online-Tickets nach Athen gemacht, und am Flughafen Frankfurt sprachen beim Check-in der Billig-Airline die Scanner nicht an. Ella, sonst eigentlich immer zufrieden mit seinem Organisationstalent, geriet in eine Mischung aus Zorn und Panik. Sie wurde blass, der Blick verengte sich zu funkelnden Fuchsaugen, ihre Lippen zogen sich schmal. Ein paar Minuten waren schon vergangen, als Marc einfiel, sie müsse beide Tickets doch per Mail bekommen und vielleicht auf dem Smartphone gespeichert haben.

Am Areopag

Trotz wenig Schlaf waren sie wie immer früh auf den Beinen. Wegen des Mietwagens, eines weißen VW up!, wie ihn Ella später als Nachfolger ihres Smart fahren sollte, waren sie erst weit nach Mitternacht im Hotel angekommen. Das Frühstück war eher bescheiden. Man war in mediterranen Gefilden. Einen Rundgang durch die nahe Markthalle Varvakios, den Bauch Athens, ließ sich Marc nicht nehmen, bevor sie lange durch das weite Areal der noch fast menschenleeren Agora schlenderten, von der rekonstruierten Stoa des Attalos bis zum prächtig erhaltenen Tempel des Schmiedegottes Hephaistos.



Oben am Areopag, dem Felsen des Gerichts, wollte Ella plötzlich nicht mehr weiter hinauf zur Akropolis.

»Mach' deinen Rundgang alleine«, sagte sie etwas kühl, »ich fürchte, bei mir rückt wieder eine Migräne an. Ich wart' hier in der Sonne auf dich. Lass dir Zeit.«

Marc, ein bisschen erstaunt und auch enttäuscht zwar, dass sie sich einen solch ikonischen Ort entgehen lassen wollte, tat aber, wie ihm geheißen:

»Dreiviertelstunde, höchstens Stunde«, sagte er knapp, »ich kenne es ja schon.« Er enteilte zu den Kassen, stieg andächtig die Stufen der Propyläen zum Heiligen Bezirk hinauf und machte sich mit dem Gelände wieder vertraut, das er auf der Interrail-Reise direkt nach dem Abitur voll von der Antiken-Ehrfurcht des Lateiners mit Graecum betreten hatte. Am Parthenon wurde wieder schwer gebaut, mit Kran in der Cella.

Als er pünktlich zum Areopag zurückkam, entdeckte er Ella rittlings auf einer Bank sitzend, im orangenen Pullover und hinter der großen Sonnenbrille, die er beide nicht besonders mochte, heftig beschäftigt mit ihrem Smartphone. Sie wirkte zerstreut und nervös, was ihn ein wenig befremdete.



Auf dem Rückweg ins Hotel wollte Marc ihr unbedingt noch die Reste des Dionysos-Theaters am Südosthang des Heiligen Felsens zeigen, die er ihr wortreich als Geburtsstätte der Tragödie, der Komödie, also des Dramas und der Oper angepriesen hatte, wie sie bis heute lebendig sind: Aischylos, Sophokles, Euripides und der frivole Aristophanes, von dem sie erst ein paar Wochen zuvor für die Zeitung eine Bearbeitung der »Lysistrata« besucht hatten. Dass die Frauen da den Frieden zwischen Athen und Sparta durch einen Sex-Streik erzwingen, fand Ella damals ganz wunderbar. Jetzt aber hielt sich ihr Interesse in Grenzen. Beim Rückweg durch die pittoreske Plaka wies sie auf ihre Migräne hin. Nur der achteckige Turm der Winde vermochte noch ein wenig ihre Teilnahme zu erregen.

Den gemeinsamen Gang auf die Akropolis holten sie nach. Aber da machte der eisige Wind Ella blass und still. Der Parthenon, von Kränen, Gerüsten und Baumaschinen verunstaltet, schien sie sogar ganz kalt zu lassen. Einzig die Katzen auf den Stufen zum Tempel und der Olivenbaum, den man als Replik des mythischen Geschenks der Pallas Athene wieder neben das Erechteion mit seinen zierlich-eleganten Koren gepflanzt hatte, machten ihr sichtliche Freude.

Stauend nahm sie auf dem Rückweg auch die langgestreckte Hufenform des Olympiastadions von 1896 wahr, nicht weit von Hadrians Olympeion gelegen, und amüsierte sich über den grotesken Stehschritt und die Troddelschuhe der Parlaments-Wächter beim Wachwechsel am Syntagma-Platz. Das Gebäude kannte natürlich auch sie, als häufigen Hintergrund der täglichen Fernsehberichte zur Griechenland-Krise.

Über den Kanal



Die erste Tagesfahrt führte Ella und Marc nach Korinth, wo sie an der alten Straßenbrücke parkten, um einen Blick auf den Kanal zu werfen, diesen tiefen Einschnitt in den Fels des Isthmos. Zuvor aber musste sich Ella einem doggenhaft großen, sandbraunen Schäferhund widmen, der sofort Zutrauen zu ihr gefasst und dann die übliche Anhänglichkeit gezeigt hatte. Marc hätte sich bei dem rühdigen Tier vor Flöhen gefürchtet. Sie nicht.

»Das muss ich für meinen Vater fotografieren«, sagte er, »der liebt solche Bauwerke. Sieben Brücken, dazu gibt es noch die beiden versenkbaren an den Enden. Der Kanal ist zwar erst im 19. Jahrhundert durchstochen worden. Aber weißt du, wer damit begonnen hat?«

Tief unten zog ein kleiner Frachter gemächlich durch die Wasserstraße und gab ein majestätisches Bild ab.

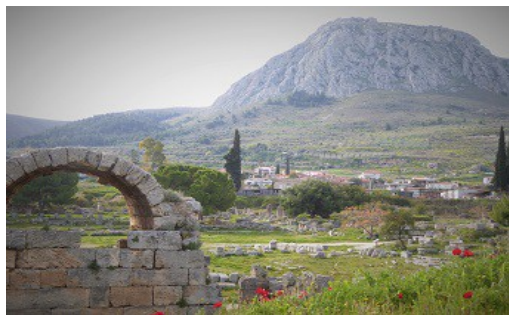
»Nein«, gab Ella zurück. »Aber sag an!«

Marc, gut vorbereitet wie immer, begann:

»Also, in der Antike haben sie ja zunächst angefangen, die Schiffe auf Holzrollen über die knapp sechseinhalb Kilometer schmale Landenge zu schleppen, um die gut 300 Kilometer Seeweg um den Peloponnes zu sparen. Und dann wollte Caesar graben. Richtig begonnen mit dem Bau hat aber dann niemand anderes als Nero, und zwar mit jüdischen Sklaven. Nach seinem Tod hat man die Sache gestoppt. Hadrian, auch ein Griechenfreund, wollte dann fünfzig Jahre später noch einmal ansetzen, ließ es schließlich aber doch sein. Vielleicht war ihm sein Wall in Schottland wichtiger...«

»Interessant«, sagte Ella, »woher weißt du das wieder alles?«

»Reiseführer, Wikipedia – Quellen genug. Aber das hat mir schon mein schwuler Geschichtslehrer erzählt, der die Mädchen reihum immer als Spinatwachteln beschimpft hat. Und mein Vater war auch ganz gut im Bilde, als ich es beim Mittagessen auftischte. So etwas merkt man sich dann. Auf immer und ewig.«



Im antiken Korinth, das nach einem Erdbeben ganz aufgegeben worden war, spazierten sie wieder fast allein über die Archaeological Site rund um die Ruine des Apollontempels mit seinen sieben verbliebenen dorischen Säulen. Marc war ein Foto mit dem mächtigen Burgberg Akrokorinth in Hintergrund wichtig, was Ella auffiel. Er sagte ihr aber nicht, warum. Auch am Quellhaus der Peirene ließ er sich knipsen, rechter Arkadenbogen – es gab da ein vergilbtes Foto von der ersten Interrail-Reise in alten Alben – und schließlich auch auf der Rednertribüne Bema, ironisch in paulinischer Missionars-Pose.

Paulus, erzählte er, habe lang als Zeltmacher in Korinth gelebt und dabei eifrig das Evangelium seines Herrn verkündet. Er sei ja, fügte Marc an, der eigentliche Religionsstifter des Christentums.

»Weißt du, wahrscheinlich hat er seine Homosexualität unterdrückt. Und wahrscheinlich war er manisch-depressiv, bipolar. Die Bekehrung vor Damaskus – du erinnerst dich an den Caravaggio in Rom – könnte ein epileptischer Anfall gewesen sein. Interessante Gestalt. Mir liegt er nicht so. Ich fand ihn, bei aller Bewunderung, immer gefährlich, nicht nur bei der Steinigung des Stephanus: ein sinnenfeindlicher Fanatiker.«

Irgendwo am Rand des Areals waren, pädagogisch wertvoll, die ganzen Kapitell-Formen von dorisch über ionisch bis zum korinthischen Akanthus in allen Nuancen und Varianten aufgereiht. Marc wies über das weitläufige Areal auf dem wuchtigen Berg, sagte mit ironisch angehauchtem Pathos die ersten Verse von Schillers »Kranichen des Ibykus« auf und merkte, dass Ella trotzdem das spezifische Gewicht des Orts spürte und an seiner Begeisterung teilzunehmen versuchte.

Frauengeschichten



Auf der Fahrt nach Mykene hielt Marc den Wagen an einem Bahnübergang nahe einem ausrangierten kleinen Bahnhof an. Mit der mittlerweile verfallenden Schmalspurbahn war die Gruppe vor Jahrzehnten rund um den ganzen Peloponnes gezockelt.



Eigentlich war das sogenannte Schatzhaus des Atreus, etwas unterhalb des Burgbergs gelegen, das bedeutendste Bauwerk von Mykene, ein vollkommen erhaltenes Kuppelgrab aus der Zeit um 1250 v. Chr. und benannt nach dem Namensgeber des mythischen Atriden-Fluchs. Ella war schon von dem mit Zyklopenmauern gefassten langen Zugang tief beeindruckt, wie er sich, ähnlich dem Kanal von Korinth, tief in den Felsen schnitt und dann zum Tunnel wurde.

Als sie durch das Löwentor geschritten waren und rechts herunter auf die Rundgräber blickten, wo Schliemann unter anderen reichen Schätzen seine Goldmaske des Agamemnon und den Nestor-Becher ausgegraben hatte, unterhielten sie sich über den homerischen Mythos.



»Du kennst doch diese finstere Mordgeschichte«, begann Marc, »dass der siegreiche Oberbefehlshaber Agamemnon nach seiner Rückkehr von zehn Jahren Trojanischem Krieg beim ersten besten Bad von der bösen Gattin Klytämnestra und ihrem miesen Geliebten Ägisth mit dem Dolch gemeuchelt worden ist.«

»Klar«, sagte Ella, »in groben Zügen. Das hatten wir auch in der Schule. Klassische Allgemeinbildung, aber du weißt sicher noch mehr.«

»Ich habe früh schon Sympathien für die Frau gehabt, sozusagen aus feministischen Gründen. Dieses Warten auf den Göttergatten war ja schon an sich eine Zumutung. Zehn Jahre. Nicht Jede ist eine Penelope. Außerdem soll Agamemnon sie, die Schwester der schönen Helena übrigens, die den Kriegsgrund abgab, vor der Heirat vergewaltigt und ihren ersten Mann erschlagen haben.«

»Zu Recht gehasst hat sie ihn aber vor allem, weil dieser Gewaltmensch die gemeinsame Tochter Iphigenie abgeschlachtet hatte, um sein Kriegsglück mit günstigen Winden zu fördern. Dass Iphigenie im letzten Moment von Artemis nach Aulis entrückt worden sei, ist so eine begütigende Propaganda im Mythos. Übrigens ganz ähnlich wie in der biblischen Geschichte von Abraham, der seinen Sohn Isaak opfern will. Klytämnestra jedenfalls hatte allen Grund zur Rache.«

»War da nicht auch noch was mit Cassandra, der Seherin?«, warf Ella ein. »Haben sie die nicht mit umgebracht.«

»Ja«, bestätigte Marc, »die Mythen waren ja auch so etwas wie die Boulevardpresse der Antike, und da gab's alle möglichen Geschichten und Versionen, die nicht immer zusammenpassen. Das mit Cassandra ist auch so eine. Ich deute sie so: Der Agamemnon hat die trojanische Königstochter als Kriegsbeute verschleppt, als Sex-Sklavin, wie heutzutage die ISIS-Barbaren die jungen Jesidinnen verschleppen. Klytämnestra könnte die Priamos-Tochter vielleicht fälschlich für Agamemnons Geliebte gehalten haben, womöglich lässt sich ja sogar so was wie ein Stockholm-Syndrom hineindeuten, wer weiß...«

Ein Nordtor fanden sie noch beim Streunen über das Areal, nicht ganz so erhehend wie das mit den Löwen. Oben auf der mit Macchia zugewachsenen Spitze des Burgbergs, also da, wo der mykenische Palast gestanden hatte, entdeckte Ella als Frühlingsboten Pflanzen mit zierlichen blauen Blüten, die sie schön fand, und einen eigentümlichen Käfer, der aussah wie ein ägyptischer Skarabäus. Marc war dabei die Brille aus dem Haar gerutscht, was er erst beim Abstieg bemerkte. Sie machten kehrt, suchten eifrig und gründlich das Revier des Skarabäus ab und fanden sie nach einer Viertelstunde auch.

Drunten lag im Dunst die Argolische Tiefebene, die schon in der Bronzezeit ein fruchtbarer Garten war. Auch der Golf war noch gut zu erkennen.

Die Große Liebende



Epidauros, das Heiligtum des Heilgotts Asklepios, der nach der Pestepidemie in Athen immer populärer geworden war unter den Hellenen, war schon deshalb von besonderem Interesse für Ella, weil sie sich mit ihren profunden, über viele Jahre angeeigneten Kenntnissen der Homöopathie und dem versierten Umgang mit Schüßler-Salzen und Bachblüten durchaus selber ein bisschen als Heilende, als Helfende empfand. Es ging schon auf den Abend zu, und wieder waren sie fast für sich im heiligen Bezirk, im kleinen Museum und vor allem im Theater.

Wie das weite Rund dieses Amphitheaters sich nach Nordwesten gegen das Leuchten des Abendhimmels öffnete, das war überwältigend.

»Du hast bestimmt auch wieder eine Geschichte auf Lager«, sagte Ella mit liebevollem Spott.

»Aber klar«, antwortete Marc, »aus einer Klatsch-Doku über Diven, die ich irgendwann mal mitten in der Nacht angeschaut habe, als ich nicht schlafen konnte. Du kennst doch Maria Callas, *die Callas*. Ich könnte mir zwar denken, dass sie dir nicht so liegt, und auch ihre Stimme nicht. Muss dir mal Arien vorspielen. Aber diese Stimme, genau wie die von Barbra Streisand, war ein wahrhaftiges Wunder der Natur, jedenfalls bis zum Gipfel ihrer Karriere. Und der war hier. Der fand hier statt. Aristoteles Onassis, der Tankerkönig und Milliardär, hatte seiner Geliebten hier im Amphitheater 1960 einen ganz besonderen Auftritt als Bellinis »Norma«, im Jahr darauf als rächende Liebende und kindermordende »Medea« in der Cherubini-Oper organisiert, verschafft, protegiert, promotet, wie auch immer. Das Epidauros-Festival muss es immer noch geben, vielleicht ist es damals mit dem Callas-Auftritt sogar gegründet worden.«

Er musterte kurz Ellas nachdenkliches Gesicht und fuhr dann fort: »Nach diesem Triumph soll Onassis dann aber begonnen haben, sie wegen ihrer nachlassenden Stimme zu demütigen. Oder die Stimme ließ nach, weil er sie demütigte. Das gipfelte dann darin, dass er Jackie Kennedy heiratete. Die Callas hat das nie verwunden. Als ihr Ari tot war, nannte sie sich seine Witwe. Sie ist in Paris gestorben. Mit 53, an gebrochenem Herzen: Infarkt. Dort gibt es auch ein Grabmal, aber das ist ein Fake. Sie hatte verfügt, dass ihre Asche vor Skorprios, der Privatinsel von Onassis, wo er begraben lag, ins Meer gestreut würde. Und so geschah es. Eine große Liebende. Henry Miller übrigens, der große Erotiker, war auch totaler Epidauros-Fan. Das habe ich gestern im Reiseführer gelesen.«

Sie machten im Amphitheater natürlich auch wechselweise den Akustik-Test. Ella ließ eine kleine Münze fallen. Marc sprach die Worte „Alles Theater!“ - und sprach sie immer leiser. Ella sollte mit erhobenem Arm Zeichen geben, dass sie eben noch verstanden hatte. Dreimal hob sie den Arm. Beim letzten Satz, einem verschämt und schüchtern geflüsterten »Ich liebe dich, Ella«, nicht mehr. Vielleicht, dachte sich Marc viel, viel später, hatte sie das nicht mehr hören wollen. Oder sie fand solche Sentimentalität gar zu kitschig. Wie er eigentlich auch.

Bei Dunkelheit kamen sie nach Korinth und fuhren auf der Landstraße über die versenkbare Brücke an der Ausfahrt des Kanals zum Saronischen Golf.

Im Sommerland



In der kleinen Stadt Pylos hatten sie ein Zimmer gebucht, das mit einem unvergleichlichen Ausblick über die ganze Bucht von Navarino und die langgestreckte Insel Sfaktirio aufwarten konnte, die den Naturhafen an seinem Südzugang schützte. Im Peloponnesischen Krieg hatte es hier eine Seeschlacht gegeben, bei der Athens Flotte zuerst über die spartanischen Schiffe gesiegt und dann die auf der Insel verschanzten Hopliten mit leichten Truppen überwältigt und zur Kapitulation gezwungen hatte.

Im Jahr 1827 obsiegten 29 britische, französische und russische Segelschiffe über die 78 Schiffe starke Flotte des Osmanischen Reichs und seines Verbündeten Ägypten – die entscheidende Schlacht im Griechischen Befreiungskrieg von der türkischen Herrschaft, wobei wohl bessere Kanonen, glückliche Zufälle und absurde Missverständnisse den Ausschlag gegeben hatten.



Marc wollte Ella nicht mit alten Schlachten langweilen, meinte aber, dass Unterwasser-Archäologen in dem fünf Kilometer messenden Halbrund bestimmt noch reiche Funde machen könnten. Sie fröstelte trotz des sonnigen Wetters. Auch noch, als sie am nächsten Morgen mit dem Mietwagen zu einer ausgedehnten Wanderung um die Bucht und zur Höhle des Nestor aufbrachen, die Lena, Marc und ihre beiden Jungs viele Jahre zuvor nicht gefunden hatten.

Dass auch dieses Terrain Marc schon vertraut war, hatte einen kurzen, aber ungewöhnlich giftigen Zornausbruch bei Ella hervorgerufen, der auch am Vogelschutzgebiet mit seinen Seidenreihern, Flamingos und Schwänen, an einem versunkenen Frachter, an der überall angepriesenen Traumbucht Voidokilia und in ihren Dünen noch nachwirkte. Da hätten sie in einer windgeschützten Kuhle wunderbar vögeln können, dachte Marc kurz. Aber daran war jetzt nicht zu denken.



Erst nach dem Anstieg zu der spektakulären Höhle des Nestor, riesig und hoch wie ein Dom, wurde Ella wieder etwas zugänglicher, wandelte danach aber allein und mit verträumtem Ernst durch die Macchia in den Resten der venezianischen Festung hinunter, die sie später »mein Sommerland« nannte.

Sie rief ihn und zeigte ihm eine Landschildkröte - nicht ganz so groß, wie sie sein Sohn Daniel vor vielen Jahren voll Stolz gar nicht weit von dort entdeckt hatte. Auch auf sehr gut getarnte graubraune Heuschrecken, die mengenweise an den Stengeln ruhten und groß wie kleine Finger waren, wies sie ihn hin. Und erst als sich ihnen auf den letzten Kilometern bis zum Ortseingang des noch unbelebten Badeörtchens Ghialova zwei Hunde anschlossen, ein heller Bernhardiner und ein kleiner weißer Terrier, entspannte sich ihre Stimmung wieder.

Zum ersten Mal in den langen Jahren hatte Marc eine solche Distanz, gemischt sogar mit einem Gran Feindseligkeit, bei ihr verspürt. Und keinen Grund dafür gefunden.

Beim mykenischen »Palast des Nestor« hoch oben in den Bergen fanden sie anderntags neben den beeindruckenden Ausgrabungen, die überdacht, mit sehr guten Informationen bestückt waren und einen herrlichen Blick auf Pylos und die tief unterhalb liegende Bucht boten, auch die Stelle, wo im Grab eines »Greifenkriegers« unter anderem auch eine unfassbar feinziselierte Gemme entdeckt worden war, die sie bei der Mykene-Ausstellung im Karlsruher Schloss so bewundert hatten. Ein freundlicher Olivenbauer hatte Orientierungshilfe geleistet.



Der Rückweg nach Athen führte sie über Olympia, wo Ella im antiken Stadion die Wettrennen der griechischen Schulklassen lang von der Böschung aus beobachtete, bequem im Gras der einstigen Ränge gelagert zwischen den Farbsprenkeln von Mohn und Margeriten.

Besondere Aufmerksamkeit schenkte sie dort aber auch den verwunschenen Resten von Neros Palast und der Werkstatt des Phidias, wo wohl tatsächlich jene Monumentalstatue für den Zeus-Tempel entstanden war, die man zu den sieben Weltwundern der Antike zählte.

Im Museum kommentierte sie das beste Stück, den praxitelischen Hermes frivol: »Ist mir zu soft im Ausdruck, aber klasse Arsch!«

»Sexistin!«, tadelte Marc lachend, »aber du darfst das. Jedenfalls bei mir.«

Eigentlich hatten sie vor Patras noch in die Berge abzweigen wollen, um Kalavrita zu besuchen, den wichtigsten nationalen Gedenkort für die Kriegsverbrechen der deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg. Als Marc sich nach ein paar Sperrungen und Umleitungen aber heillos auf immer schmäler werdenden Straßen verfahren hatte, bliesen sie das Vorhaben ab und kehrten um.



Aus dem fahrenden Auto heraus fotografierte Marc für seinen Vater, den Bauingenieur, den er manchmal »Pontifex« nannte, also Brückenbauer, die majestätische weiße Hängebrücke über den Golf von Korinth.

Um dort den Sonnenuntergang und ein gigantisches Panorama zu erleben, fuhren sie noch hinauf auf den Burgberg Akrokorinth, der als Heiligtum ursprünglich der Liebesgöttin Aphrodite geweiht gewesen war. Ella wusste nicht, dass dort, in einem Zelt auf steiniger Halbhöhe, Marc und Lena ihren ersten Sex gehabt hatten, beide überhaupt ihren ersten. Eine Gruppe junger Männer, für einige Monate im alten Wohnmobil auf Europareise, erinnerte ihn an diese eigenen Jugendjahre. Die Jungs waren gut drauf und erzählten viel.

Licht und Düsternis



Schon im Morgengrauen waren sie aufgebrochen. Sie wollten den Menschenmassen ausweichen, die im Hafen von Itea ameisenhaft aus den Kreuzfahrtschiffen wuselten, um dann mit ganzen Schlangen von Bussen in die Berge gekarrt zu werden. Je näher man Delphi kam, desto spektakulärer wurde die Gebirgslandschaft des Parnass. In Arachova auf der Passhöhe war gerade die Skisaison beendet. Immer wieder boten sich über den Golf hinweg Blicke auf die schneebedeckten Gipfel der arkadischen Gebirgsmassive im Norden des Peloponnes. Das Blau des Himmels leuchtete phänomenal.

»Wir sind am Nabel der Welt«, sagte Marc mit ironisch angehauchter Feierlichkeit. »Zwei Adler hat Zeus von den Weltenden her ausgesandt, die sich dann hier trafen. Das ist doch tatsächlich ein Gebirge für Adler, geradezu alpin! Im Museum steht übrigens ein Stein, hab' ich gelesen, der Omphalos, den die Griechen als diesen Nabel verehrten.«

Noch war Delphis Heiliger Bezirk verschont von den Scharen der Kreuzfahrer. Die Steillage fand Ella so atemberaubend wie das Licht und drehte sich immer wieder talwärts um. Am Schatzhaus der Athener vorbei stiegen sie die Serpentina hinauf zum Apollon-Tempel, dem Ort des Orakels, vielleicht der zentralen Stätte der griechischen Kultur, und widmeten sich der Frage, wie das wohl abgelaufen sein könnte mit den Visionen der Seherin.

Auf einem Dreifuß über einem Erdsplatt sei die Pythia gesessen, in einer abgetrennten kleinen Cella des Heiligtums. Dort habe sie in Trance ihre rätselhaften Weissagungen kundgetan, das wussten sie beide noch aus der Schule.

»Da waren natürlich die Priester zwischengeschaltet«, vertrat Ella die feministische Sicht. »Die wahre Macht behalten sich doch immer die Männer vor. Vielleicht war die Pythia ihnen auch eine halbe Zwangsprostituierte, wie die Vestalinnen in Rom. Jedenfalls keine Jungfrau, wie behauptet, fürcht' ich. Also allenfalls bis zum Beginn ihrer prophetischen Aufgabe.«

»Das könnte schon gut sein«, meinte Marc. »Die Priester sind immer die Schlimmsten. Findet nicht nur Nietzsche. Siehe Missbrauch in der Katholischen Kirche...«

»Apropos«, fiel ihm da plötzlich ein, »hast du gewusst, dass es schon in der Nazizeit mal einen Missbrauchs-Skandal mit katholischen Mönchen und Priestern gab, ich glaube noch in den Dreißigern? Damit haben Hitler und Goebbels dann instinktsicher die Kirche madig machen können und katholische Kritiker zum Schweigen gebracht. Leider, muss man sagen. Die Katholiken galten den Nazis ja als unsichere Kantonisten, teils sogar als Hort des Widerstands, was sie ja eigentlich auf ewig ehrt. Ultramontane. Mein Großvater zum Beispiel...«

»Wusste ich nicht«, gab Ella zurück. »Interessant.«



»Was meinst du«, kam Marc wieder zum Thema, »du als Mineralogin und Geologie-Kundige? Ist das denkbar, dass aus diesem Erdsplatt, den es ja nicht mehr gibt, diese berausenden Gase kamen für die Trance der Pythia? Oder haben sie mit Opium oder Haschisch nachgeholfen?«

»Möglich ist das schon mit der geologischen Erklärung«, antwortete Ella. »Da kreuzen sich ja exakt zwei Bruchlinien, wie in Didyma. Aber man hat hier wohl nichts messen können, soweit ich weiß. Vielleicht waren die Gase auch harmlos, haben aber den Sauerstoff verdrängt und so die Ekstase bewirkt.«

»Wie bei unseren ganz besonderen Schlampigkeiten«, flüsterte Marc und lächelte.

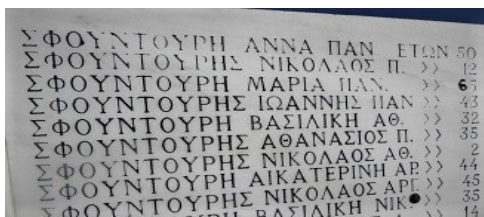
»Oh, ja!«, strahlte Ella.

Den Wagenlenker, das Glanzstück des Museums, ganz züchtig in seiner Toga und mit unvergleichlichen Augen, legte Marc ihr als eine Lieblingsfigur besonders ans Herz, natürlich auch den Omphalos, der einst am Eingang des Heiligtums gestanden hatte. Auf dem Fußweg zum Tholos, dem Rundtempel, bekanntestes Fotomotiv für Delphi, versuchte Marc am Ablauf der Kastalischen Quelle in der Kurve vergeblich, mit den Händen einen Schluck des heiligen Wassers zu schöpfen, und verlor dabei seine Brille durch den Gitterrost. Jetzt war sie endgültig verloren. Unwiederbringlich.



Kaum eine halbe Autostunde entfernt, etwas abseits der Straße nach Levadia und Athen, lag Distomo, der Schauplatz eines der scheußlichsten SS-Verbrechen der deutschen Besatzer. Am Ortseingang fanden sie zwei schlichte Denkmäler. Ein weiteres war dem französischen Partnerort Oradour-sur-Glane gewidmet, wo es auch ein Massaker der Waffen-SS gegeben hatte. An der Kirche hing eine Gedenktafel.

Das Dorf schien fast ausgestorben, so, als liege der Schrecken von damals immer noch wie ein Leichentuch über den Häusern, Straßen und Plätzen und auf den Seelen der Bewohner. Irgendwann fanden sie einen einzigen scheuen, schüchternen Menschen – es war eine ältere Frau mit Einkaufskorb -, der ihnen wortkarg den Weg wies zum Mausoleum, das wie eine abweisend kalte Betonfestung auf einem Hügel etwas außerhalb lag. Es war auch kalt. Vom Parnass herab wehte ein eisiger Wind.



Eine griechische Fahne flatterte, eine europäische nicht. Das Beinhaus mit den Überresten der Ermordeten war geschlossen. Auf einer Tafel mit den Namen von 218 Toten fanden sie auch die Reihe mit dem Nachnamen des Überlebenden Argyris Sfountouris. Sein beklemmender Auftritt in

der Satire-Sendung [»Die Anstalt«](#) hatte Marc dieses bestialische Massaker und seine beschämende Aufarbeitung erst nahegebracht. Mindestens 16 mal, wenn sie richtig gezählt hatten, stand er da zu lesen. Dreißig seiner Verwandten, hatte er erzählt, waren umgebracht worden. Bedrückt verließen Ella und Marc den Ort dieses Grauens und das Dorf Distomo, das immer noch wie erstarrt wirkte.

Nationalhelden

Zurück in Athen, hatten sie dann am nächsten Morgen das Nationalmuseum besucht. Direkt nebenan war ein mit Ketten am schmiedeeisernen Tor abgesperrtes Gebäude, mit Graffiti übersät, vor dem schwarzgekleidete schwerbewaffnete Sicherheitskräfte von einem Schützenpanzer abstiegen. Ein paar Meter weiter spuckte ein grauer Bus mit Fenstergittern noch mehr Paramilitärs aus.



Man befürchtete offenbar Unruhen. In einem instabilen, nach der Schuldenkrise vom wirtschaftlichen Würgegriff einer sogenannten Troika aus Europäischer Zentralbank, Internationalem Währungsfonds und Europäischer Kommission gedemütigten Land, war damit zu rechnen. Obwohl sie sich gewundert hatten, dass die massenhafte Verelendung nicht mehr gar so krass

ins Auge sprang, wie sie es nach den damaligen Fernsehbildern befürchtet hatten.

Der klassizistische Bau, Stamm- und Hauptsitz des Athener Polytechnikums, war ein Symbol des Studentenaufstands gegen die Diktatur von 1974, der – zusammen mit dem außenpolitischen Debakel auf Zypern und dem gesenkten Daumen der Amerikaner – das Regime der griechischen Obristen hinweggefegt hatte.

»Kennst du Oriana Fallaci?«, fragte Marc. »Berühmte italienische Journalistin, die beispielsweise Chomeini und Kissinger interviewt hat. Sie hat vor vielen Jahren mal Fragen zum Problem Abtreibung gestellt, die sie bei der Frauenbewegung in Misskredit gebracht haben. Und dann hat sie sich mit Zorn und Verve gegen den Islamismus gewandt, was sie vollends in öffentlichen Verschiss brachte. Ich habe das Buch, kann ich dir mal ausleihen...«

»Ja, gern«, sagte Ella, »aber was hat das mit hier zu tun?«

»Klar, sorry, das war wieder so eine Schleife«, sagte er. »Ihr größter Bucherfolg war ein stark autobiografischer Roman, ‚Un Uomo‘, in dem sie von ihrer Liebe zu einer Symbolfigur des damaligen Aufstands erzählt, Alekos Panagoulis, inklusive Gefängnis, Folter und am Ende einem mysteriösen Mord. ‚Ein Mann‘ heißt der Titel auf Deutsch. Da kriegt man sehr plastisch mit, was damals in Griechenland passiert ist....«

Das Nationalmuseum selbst schien schwer in die Jahre, ja fast ein wenig herunter gekommen. Es wirkte vernachlässigt. Vergleichbare Häuser wie das auf der Museumsinsel in Berlin, wie die Pinakothek in München, wie das Germanische Nationalmuseum Nürnberg, auch die römischen Vatikan-Museen, zeigten sich mit weit mehr Glanz. Vom Louvre oder den Uffizien nicht zu reden. Offenkundig fehlte dem griechischen Staat, unter der Schuldenknute mitsamt seinen Menschen völlig verarmt, auch für dieses prestigeträchtige Haus von Weltruf schlicht das Geld.

Ella kämpfte mit ihrer Migräne. Aber trotzdem fand sie es schön, jetzt jene weltberühmten Funde zu sehen, die teils an den Orten ausgegraben worden waren, die sie zuvor besucht hatten: Agamemnons Goldmasken aus Mykene und den Nestor-Becher mit den beiden Henkeln, die Funde aus Troja, die Nike und den Asklepios von Epidauros, aber auch den edlen Antikythera-Epheben und den bronzenen Poseidon vom Kap Artemision. Marc zeigte, wie schon in Olympia, besonderes Interesse an den Modellen der Stätten. Hier war es der Burgberg von Mykene.

Zwischendurch musste Ella sich ausruhen und las, während Marc mit bestimmten Zielen durch die Säle eilte. Schon bald bat sie, zum Hotel zurückzukehren. Sie müsse sich ablegen. So geschah es. Und während sie schlief, verfasste Marc seinen Artikel über Distomo, den er zum 75. Jahrestag des SS-Gemetzels seinen Zeitungen anbieten wollte.

Das Massaker

Als sie erwacht war und sich etwas erholt fühlte, durfte Ella den Text schon lesen. Ums richtige Redigieren wollte er sie noch nicht bitten:

»Distomo ist ein stilles Dorf. Delphi, das griechisch-antike Orakel und Weltkulturerbe, liegt nur eine halbe Autostunde weit weg mitten in der atemberaubenden Landschaft am Fuß des Parnass-Gebirges. Tausende Touristen besuchen die Ruinen tagtäglich. Drunten am Meer in Itsea legen ganzjährig die Kreuzfahrtschiffe an. In Bussen werden die Besucher hochgekarrt. Nach Distomo kommen nur ganz wenige. 'Ein paar deutsche Sühnetouristen', nennt sie ein hiesiger Grieche. Vor genau 75 Jahren geschah in Distomo eines der abscheulichsten deutschen Kriegsverbrechen.



Vor zwei Jahren wurde es laut im stillen Distomo. Der damalige deutsche Botschafter Peter Schoof wollte zum Jahrestag des Massakers vom 10. Juni 1944 einen Kranz niederlegen am Mahnmal, einer Schädelstätte für die 218 damals von einer Einheit der Waffen-SS bestialisch Ermordeten: Frauen, Greise, Kinder, Säuglinge. Da stellte sich ihm die Syriza-Abgeordnete und zeitweilige griechische Parlamentspräsidentin Zoe Konstantopoulou in den Weg und schrie aufgebracht: 'Sie haben nicht das Recht!'. Sie forderte Reparationszahlungen für die Hinterbliebenen und 'Gerechtigkeit!'.

'Bravo!' riefen die einen, 'Schande!' andere Besucher der Gedenkfeier - noch mitten in der Griechenland-Krise, die viel altes böses Blut gegenüber Deutschland in Wallung gebracht hatte. Der greise griechische Widerstandskämpfer Manolis Glezos, ein Nationalheld, seit er als junger Mann die Hakenkreuzflagge von der Athener Akropolis geholt hatte, stand auf, nahm den Botschafter bei der Hand und führte ihn zur Kranzniederlegung. 'Das Kind eines Verbrechers, was auch immer die Verbrechen des Vaters oder der Mutter seien, ist dafür nicht verantwortlich', begründete er seinen Beistand für den Botschafter.

Viel Aufsehen hatte zwei Jahre zuvor der leise Auftritt des 1940 geborenen Griechen und Schweizers Argyris Sfountouris in der aufklärerischen ZDF-Satiresendung 'Die Anstalt' erregt. Er hatte sich als damals knapp vierjähriger Überlebender des SS-Gemetzels offenbart und von seinen vergeblichen Versuchen berichtet, für die Hinterbliebenen Entschädigung zu erstreiten. Ein zunächst rechtskräftiges griechisches Urteil über die Zahlung von rund 40 Millionen Euro gegen Deutschland als Rechtsnachfolger hatte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte kassiert. Die deutschen Diplomaten hatten sich stets mit der Begründung gegen Regress gewehrt, das Massaker sei eine 'normale Maßnahme im Rahmen der Kriegführung' gewesen.

Die SS-Leute der 4. Polizei-Panzergranadier-Division waren in einem Nachbardorf in ein Gefecht mit kommunistischen ELAS-Partisanen geraten, bei dem drei Deutsche getötet wurden. Die 'Vergeltungsaktion' galt dem Dorf Distomo, von dessen rund 1 800 Einwohnern die meisten rechtzeitig fliehen konnten. An den zurückgebliebenen Frauen, Kindern und Greisen – das jüngste Mordopfer war drei Monate, das älteste 93 Jahre alt – verübten die SS-Leute einen beispiellos sadistischen Exzess und brannten danach alle Häuser nieder.

Der schwedische Rotkreuz-Vertreter und Diplomat Sture Linnér, der wenig später in das Dorf gekommen war, berichtete von mit Bajonetten aufgeschlitzten Schwangeren, Vergewaltigten mit abgeschnittenen Brüsten, Enthaupteten, zertretenen Kinderschädeln, ausgestochenen Augen und reihenweise ausgeweideten Gehenkten.

Die wahllose Brutalität an unbeteiligten Zivilisten überstieg selbst die üblichen Grausamkeits-Maßstäbe der SS-Besatzer, so dass der Kompaniechef Fritz Lautenbach als Kommandeur der Racheaktion – er fiel später – seinen Vorgesetzten einen völlig wahrheitswidrigen und verharmlosenden Einsatzbericht zukommen ließ, an dem sogar bei den skrupellosen Befehlshabern Zweifel aufkamen.

Argyris Sfountouris entkam aus seinem unentdeckten Versteck in einem brennenden Haus an der Hand seiner älteren Schwester. Neben seinen Eltern verlor er rund 30 Verwandte bei dem Gemetzel. Über ein Kinderhilfswerk gelangte der Waise später in die Schweiz, studierte dort und war als Lehrer, Wissenschaftler, Literat, Übersetzer und Entwicklungshelfer tätig. Er lebt heute abwechselnd in Zürich und in Athen.

Für die Griechen selbst ist das Massaker von Kalavryta, bei dem 674 angebliche und tatsächliche Widerstandskämpfer hingerichtet wurden und die SS-Schergen ein national bedeutsames Kloster dem Erdboden gleichmacht hatten, das vielleicht gewichtigere. Beim Massenmord an - zuvor verbündeten - italienischen Kriegsgefangenen auf der Insel Kefallonia gab es mit rund 5 000 Erschossenen noch weit mehr Tote. Doch Distomo übertrifft beide Kriegsverbrechen fraglos an Bestialität.

Für das Massaker von Distomo ist nie jemand zur Rechenschaft gezogen oder gar bestraft worden. Irgendeine materielle Wiedergutmachung gab es nie. Lange auch keine offizielle Entschuldigung. Einziges Zeichen einer Bitte um Vergebung waren die Worte des damaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck bei seinem Staatsbesuch im März 2014, bei dem er die Familien der durch die deutschen Besatzer Ermordeten 'mit Scham und Schmerz' um Verzeihung bat. Die 4. SS-Polizei-Panzergrnadier-Division hielt bis zur Selbstauflösung der Veteranenorganisation im Jahr 2000 alljährlich Kameradschaftstreffen im mainfränkischen Marktheidenfeld ab.



In Distomo gibt es neben der in den 80er-Jahren errichteten Gedenkstätte mit dem Beinhaus ein Denkmal am Ortseingang für die 'Märtyrerstadt'. An der vielbefahrenen Nationalstraße von Delphi in Richtung Levadia und Athen einige Kilometer weiter ist ein martialisches Denkmal für die Widerstandskämpfer errichtet worden. Es gibt ein kleines Museum zum Massaker in der früheren Schule im Ortskern, das sonntags für nur wenige

Stunden geöffnet ist. Und eines Bürgermeisters wird mit einer Bronzestatuette gedacht, der die Partnerschaft mit dem französischen Ort Oradour-sur-Glane in die Wege geleitet hat. Dort hatten am selben Tag, dem 10. Juni 1944, SS-Rächer eine ähnliche 'Vergeltungsaktion' durchgeführt. Bei diesem Kriegsverbrechen ermordete die Waffen-SS mit rücksichtsloser Brutalität 642 Zivilisten.

Distomo ist ein stiller Ort. Man sieht nur wenige Menschen auf den Straßen. Und sie wirken scheu. Mag sein, dass sie den wenigen deutschen 'Sühne-Touristen' aus dem Weg gehen.«



Den letzten Abend in Athen verbrachten Ella und Marc auf dem Pnyx, wo in der klassischen Zeit die Volksversammlung der antiken Stadt-Demokratie getagt hatte, als das Dionysos-Theater zu klein geworden war. Dort waren die Scherbengerichte abgehalten worden, nach denen gescheiterte Politiker und erfolglose Strategen in die Verbannung geschickt wurden.

Die Bedeutung dieses Ortes kannten selbst Kenner der Historie nur selten. Die untergehende Sonne bestrahlte die gegenüberliegende Akropolis feierlich.

Die Stadt war noch nicht erwacht, als Ella und Marc am nächsten Morgen Abschied nahmen und hinaus zum Flughafen Eleftherios Venizelos fuhren.

V.

Ein schneller Tod

Im November war ein zweiter Lockdown beschlossen worden, zunächst befristet auf einen Monat. Man wollte dem Handel das Weihnachtsgeschäft nicht völlig vermasseln. Die Fallzahlen waren wieder stark gestiegen, schon wegen vermehrter Tests und wegen der Jahreszeit. In der Adventszeit fand Marc in seinem Briefkasten eine Grußkarte zu Weihnachten mit einem längeren Text:

»Hallo Marc«, stand da in einer zierlich sauberen Handschrift zu lesen, »ich habe mich mit Corona angesteckt, vermutlich bei meiner Arbeit im Krankenhaus, und bin jetzt in Quarantäne. Der Verlauf ist aber nahezu symptomfrei. Gott sei Dank.

Die Zeit will ich nutzen, um einen Gruß an euch beide nachzuholen, den mir die Unfallfahrerin von Ostern vergangenes Jahr schon vor Corona aufgetragen hatte. Ich war im Covid-Stress bisher nicht dazu gekommen. Der Frau, die ja in unserem Dorf wohnt, geht es inzwischen etwas besser. Allerdings ist ihre Tochter wohl immer noch traumatisiert und in psychologischer Behandlung, hat sie mir gesagt. Ich soll euch einen herzlichen Dank sagen, weil dank eurer – und meiner – Aussage bei der Polizei das Verfahren wegen fahrlässiger Tötung eingestellt worden ist. Sie war ja wirklich nicht zu schnell und hat wirklich sofort gebremst und noch auszuweichen versucht. Das haben wir alle gesehen.

Mein Freund und ich wünschen Dir und Deiner Partnerin trotz Corona besinnliche Feiertage und alles Gute im neuen Jahr.

Vielleicht hört man mal. Wir jedenfalls werden dieses tragische Unglück nie vergessen - und euch auch nicht.

Liebe Grüße Hannah«

Marc antwortete sofort per Mail:

»Danke, liebe Hannah. Ich habe viel um ihn geweint, ohne ihn gekannt zu haben. Sie wahrscheinlich auch. Sechs, acht Wochen nach dem Unglück waren auch wir in Pforzheim bei der Polizei... Sagen Sie einen lieben Gruß an Ihren Lebensgefährten. Wohl auch im Namen der Meinen. Marc«.

Bald kam Antwort: »Ja wir denken und trauern auch immer noch sehr viel um ihn. Einfach zu tragisch alles. Leider fahre ich sehr oft an dieser Stelle vorbei und jedesmal aufs Neue wird mir kalt dabei. Ich habe einfach nur gehofft, dass die Frau wirklich keine Schuld bekommt für den Unfall. Sie konnte definitiv nichts dafür. Nochmals liebe Grüße.«

Marc war gerührt, zumal ihn der Alkohol sentimental machte. Auch er würde dieses Ereignis nie vergessen. Er wollte noch einmal antworten und auch mitteilen, dass Ella sich von ihm getrennt hatte, merkte aber, dass er sich dazu außerstande fühlte: Er steckte in einer tiefen Depression, verbrachte die meiste Zeit der Tage dumpf und ohne Gefühle auf dem Sofa liegend und fing oft schon mittags an zu trinken, manchmal sogar noch früher. Das betäubte die bleierne Schwere der abgestorbenen Gefühle.

Das Unglück war am Vormittag von Ostermontag geschehen, als sie, den Wagen mit den vorbereiteten Speisen beladen, auf dem Weg zum traditionellen Familientreffen in seinem Elternhaus waren. Vor allem der Vater würde sich freuen. Die Schwester würde ihn aus dem Heim abholen und mit dem Schwager das leerstehende Haus ein wenig heizen und wohnlich aufhübschen. Der Vater war mittlerweile 93 - es könnte das letzte dieser Festessen zu Ostern und zu Weihnachten sein, bei denen Marc die Familie mit feinen Vorspeisen, Suppe von Pilzen oder Bärlauch, mit Rinderzunge, Lamm oder Sauerbraten mit Spätzle bekochte. Salat und Dessert waren Sache der Geschwister. So hatte sich das seit Jahren eingespielt.

Es herrschte prächtiges Ausflugs Wetter. Sie unterhielten sich über die anstehenden Aufgaben zum Anrichten, über Marcs jüngste Nichte, die schwanger war, und über die Griechenland-Reise, die gerade fünf Wochen zurücklag, als beide plötzlich wahrnahmen, wie der Pedelec-Fahrer in voller bunter Biker-Montur unvermittelt von der ansteigenden Rampe linkerhand losfuhr, obwohl auf der Landesstraße ein roter Kleinwagen nahte. Es würde krachen, erkannten sie in Sekundenbruchteilen erschrocken.

Dann ging alles ganz schnell. Der Radfahrer wurde vom rechten Kotflügel des roten Citroën C2 erfasst, sein linkes Bein brach, der aufgeladene Körper knallte gegen die Beifahrerseite der Frontscheibe, flog wie ein nasser Sack in hohem Bogen vielleicht zwanzig Meter durch die Luft, überschlug sich nach dem Aufprall auf dem Asphalt noch ein paar Mal und blieb wenige Schritte neben Marcs Auto, das er schon zum Stehen gebracht hatte, auf dem Bauch liegen.

»Scheiße!«, schrie Marc auf, »der ist tot.« Er setzte den Warnblinker und war sofort bei dem Verunglückten. Aus dem Mercedes, der hinter ihnen gefahren war, rannte eine junge Frau herbei, Hannah. Auch der rote Unfallwagen, dessen Fahrer noch ein wenig über die Mittellinie auszuweichen versucht hatte, war zum Stehen gekommen. Es stieg aber niemand aus. Zwischen dem roten Auto und dem toten Radfahrer lag dessen Pedelec.

Sie drehten den Reglosen auf den Rücken und fühlten am Hals und am Unterarm nach Puls. Da war nichts mehr. Der Mann war tot. Selbst aus der klaffenden Wunde des offenen Unterschenkelbruchs quoll kaum noch Blut. Dann nahmen sie dem alten Mann den Helm ab und sahen sein graues Gesicht. An Nase, Mund und Ohren war Blut zu sehen, das aber schon nicht mehr weiterfloss. Marc hockte sich über ihn, als wolle er mit der Wiederbelebung beginnen, drückte ihm aber nur noch die halbgeöffneten Augen zu, die längst gebrochen waren.

»Lassen Sie mich das machen«, sagte die Helferin und begann mit der Herzdruckmassage, »ich kenne mich aus, ich bin Krankenschwester. Sichern Sie die Straße, und rufen Sie die Rettung.«

»Okay« sagte Marc, »ich komme dann gleich wieder und kann Sie ablösen.«

»Und kümmern Sie sich um die Fahrerin!«, rief sie Marc hinterher. Damit hatte Ella schon begonnen, nachdem sie den rückwärtigen Verkehr gestoppt und mit ihrem Handy den Notruf alarmiert hatte. Aber das hatten praktisch gleichzeitig schon mehrere Passanten und Autofahrer erledigt.

Marc stoppte den Verkehr in Gegenrichtung, forderte die Fahrer auf, eine Rettungsgasse freizuhalten und sich einzuprägen, was sie gesehen hatten. »Die Fahrerin ist vollkommen schuldlos«, sagte er eindringlich. Ella hatte die unter Schock stehende leichenblasse Frau, die jetzt ausgestiegen war, in den Arm genommen und zu Seite geleitet. »Ist er schlimm verletzt?«, hatte sie mehrmals in flehendem Ton gefragt, und Ella hatte endlich geantwortet:

»Er ist tot. Aber Sie können nichts dafür. Wir haben es alle gesehen.«

Die Frau begann zu schwanken. Ella musste sie stützen und nahm sie schließlich ganz in den Arm. Dann brach die Frau in ein hemmungsloses Schluchzen aus. Immer wieder schrie sie mit kreischender Stimme über Ellas Schulter: »Ich habe ihn totgefahren! Ich habe ihn totgefahren. Ich bin schuld! Ich bin schuld! Oh, Gott! Oh, Gott! Oh, Gott!«

Schon nach ein paar Minuten war ein Ersthelfer vom Roten Kreuz da, dann bald zwei Rettungswagen, nach einer Viertelstunde landete auch ein Hubschrauber auf dem Feld, durch das der verunglückte Radfahrer auf dem Asphaltweg hergekommen war. Als die Sanitäter die Krankenschwester bei der vergeblichen Wiederbelebung des alten Mannes abgelöst hatten und die Besatzung des zweiten Wagens die verzweifelte Frau übernommen hatte, nahm Ella Marc beiseite und sagte leise zu ihm:

»Da sitzt noch ein Kind im Auto, ein Mädchen, ganz still. Ich kümmer' mich.«

Er kam mit. Gemeinsam öffneten sie die Tür und sprachen das Kind an. Es sagte nur leise seinen Namen. Sie gaben den Sanitätern Bescheid. Mit Entsetzen sah Ella allerdings wenig später, wie das Mädchen in den Rettungswagen gebracht wurde, wo die Mutter weiter von Weinkrämpfen geschüttelt wurde und immer wieder hysterisch aufschrie. Sie rief Marc herbei, der in der Lenkertasche des Pedelecs nach irgendetwas suchte, womit die Identität des Verunglückten geklärt werden könnte. Den toten alten Mann versuchte Hannah immer noch mit Herzmassage zu reanimieren, obwohl die Notärzte ihn offenbar längst schon aufgegeben hatten.

Am Wagen appellierte Marc an die Ärzte und Sanitäter, der Frau doch endlich wirksame Beruhigungsmittel zu spritzen und dafür zu sorgen, dass das Kind die gellende Verzweiflung seiner Mutter nicht mit anschauen müsste. Das sahen sie ein und brachten das Mädchen in den kleinen Notarzt-Wagen. Es war wohl eine Ärztin, die sich kümmerte.

Nicht einsam sterben

Überraschend schien sich der Vater über den Sommer doch noch einmal aufgerappelt zu haben, nachdem ihm die vollständige Isolation des Corona-Lockdowns im Frühjahr anscheinend schon alle Lebenskraft und alle Lebensfreude, allen Lebensmut und allen Lebenswillen geraubt hatte. Besuche der Angehörigen waren, wenn auch arg eingeschränkt, wieder möglich geworden: eine Person pro Woche, mit Ganzkörper-Plastik und Maske vermummt und durch eine Plexiglasscheibe vom Verwandten getrennt.

Marc freute sich, als er seinen Vater bei einem Besuch zeitunglesend antraf, im Restaurant des Heims, das freilich immer noch außer Betrieb war. Auch der weitläufige Garten war weiterhin gesperrt für Angehörige, so gern sie auch gemeinsame Spaziergänge in der Sommersonne gemacht hätten. Ein wirkliches Gespräch kam nicht zustande, weil das Hörgerät dem Schwerhörigen auf die Entfernung auch nicht mehr wirklich half und das unterstützende Lippenlesen wegfiel. Der Vater freute sich trotzdem. Bei seinem zweiten Besuch behalf sich Marc mit Filzstift und Papier ein wenig. Im Herbst waren dann sogar wieder unbeschränkt Besuche auf dem Zimmer möglich, allerdings mit Maskenpflicht.

Mit der Verkündung des zweiten Lockdowns im November verschärfte sich die Lage aber wieder drastisch. Erst als nach drei Wochen Corona-Schnelltests verfügbar waren, wurde die komplette Sperrung des Altenheims für Außenstehende aufgehoben, und Angehörige wurden nach Anmeldung und Test für eine halbe Besuchsstunde hereingelassen.

Anfang Dezember bekam die Familie noch Nachricht vom Altenheim, dass ein Test negativ ausgefallen war. Als aber nach wenigen Tagen fast alle Bewohner der Station infiziert waren, brachte ein zweiter Test auch bei ihm ein Positiv-Ergebnis. Außer Durchfall, Übelkeit und einmaligem Erbrechen zeige der Vater aber keine Corona-Symptome und nur leicht erhöhte Temperatur, sagten seine Pflegerinnen.

»Unter uns«, zog die Schwester Gerlinde Marc bei seinem Besuch beiseite und flüsterte, »es sind inzwischen 42 Bewohner infiziert, auch die Station ein Stockwerk tiefer ist betroffen. Dazu haben mittlerweile acht Leute vom Personal in Quarantäne gehen müssen. Inzwischen sind drei Bewohner gestorben, alle über 90, alles Männer. Wir dürfen das eigentlich niemandem sagen.«

»Danke Ihnen, vielen Dank«, sagte Marc und erkundigte sich: »Ja, schaffen Sie denn die Arbeit überhaupt noch?«

»Wir Übriggebliebenen, wir machen Überstunden und verzichten auf freie Tage. Die Besetzung ist kleiner als normal. Und man hat deshalb nicht mehr so viel Zeit für die einzelnen Menschen. Es ist schon hart. Für alle. Und übrigens, wieder unter absolutem Stillschweigen: Wir haben auch ein Norovirus im Haus gehabt. Das ist eigentlich jedes Jahr so, meist im Herbst und im Winter. Ich glaube, das hat Ihren Vater auch erwischt. Er ist schon geschwächt. Aber es geht ihm ja vergleichsweise gut.«

»Hoffen wir, dass es so bleibt«, sagte Marc leise und lächelte sie an.

Es blieb nicht so. Eine Woche später zeigten sich die Corona-Symptome. Der Arzt war im Haus und berichtete während der Schnelltest-Wartezeit über den Zustand und die Behandlung. Der Vater sei sehr schwach, habe schon Anfälle von Atemnot, finde aber Erleichterung mit einer Sauerstoffmaske, die er sich auch selber aufsetzen könne.

Marc bat ihn, in jedem Fall auf einen Transport auf die Intensivstation zu verzichten. Er halte die Intubation mit künstlichem Koma für kontraproduktiv, gerade bei ganz alten Menschen, sagte er und verwies auf die extrem hohen Sterberaten.

»Ich sehe das anders«, sagte der Mediziner, »aber er hätte sowieso kaum Chancen auf ein Intensiv-Bett. Da sind kaum noch welche frei. Und an Transportkapazität mangelt es auch. Der Landkreis ist ein Hotspot geworden.«

Marc fand den Vater in einem schlechten Zustand vor. Er erkannte seinen Sohn erst, als der die Maske absetzte. Immer wieder schlief er ein, wachte nur bei gelegentlichen Hustenanfällen auf und nickte ihm dann kurz zu.

Zwei Tage später schien er sich ein wenig erholt zu haben und sprach sogar ein paar Worte. Nach einer Armbanduhr verlangte er. Marc versprach, ihm beim nächsten Besuch eine zu bringen. Die Maske hatte er wieder abgesetzt.

»Ich bin dir so dankbar, mein Junge«, sagte der Vater mühsam und schaute ihn lang aus müden Augen an. Den Geschwistern gab Marc die Einschätzung des Arztes weiter, es könne durchaus sein, dass es der Patient trotz der Schwäche noch einmal packe, er schätze seine Überlebenschancen auf fifty-fifty. Die Corona-Symptome, berichtete Marc der Familie, seien jedenfalls nicht quälend.

Bei seinem nächsten Besuch – im täglichen Wechsel mit der Schwester – schlief der Vater, atmete schwer, aber nicht in Not unter der Sauerstoffmaske. Sein Gesicht war eingefallen. Als er ihn verließ, bedankte er sich bei der Pflegerin Eva, dass sie und die Kolleginnen den Kindern unter Missachtung aller Vorschriften die Sterbebegleitung ermöglichten.

Gemeinsam mit Ella hatte Marc im selben Heim, zwei Stockwerke tiefer, in deren vorletzter Nacht am Sterbebett seiner Mutter gewacht. Zusammen hatten sie erleben müssen, wie die längst Lebensmüde, längst Sterbenswillige noch einmal um ihr Leben kämpfen musste. Sie hatte etwas von dem Essen erbrochen und respiriert, das ihr gegen ihren Willen verabreicht worden war, und hatte einen Erstickungsanfall bekommen. Lang versuchte Marc vergeblich, eine Nachtwache zu alarmieren. Als er eine Etage tiefer schließlich eine Pflegerin aufgetrieben hatte, schärfte er ihr auf dem Weg zur sterbenden Mutter zornig ein:

»Ich weiß, sie werden das nicht selber gewesen sein. Aber richten Sie Ihren Kolleginnen aus, ich untersage jegliche weitere Zwangsernährung bei meiner Mutter. Haben sie das verstanden?«

Die Pflegerin hatte verschüchtert genickt und mit ihren versierten Handgriffen geholfen, den Erstickungsanfall vollends irgendwie in den Griff zu bekommen. Auch in dieser Nacht übrigens hatte Marcs Mutter, die er unter Vertrauten gern liebevoll als »Kampf-Katholikin« verspottete, jeglichen priesterlichen Beistand abgelehnt, den ihr Sohn zu besorgen angeboten hatte. »Nein, ich brauche das nicht«, hatte sie mit energischer Klarheit eine »Letzte Ölung« abgelehnt, die im Kirchen-Jargon vom Sterbesakrament zum »Sakrament der Krankensalbung« verweicht worden war. Schon den Besuch des wöchentlichen ökumenischen Gottesdienstes im Heim hatte sie im letzten Jahr ihres Lebens verweigert.

Ellas Mutter war wenige Jahre zuvor am Morgen des Heiligabends im Beisein der Tochter gestorben, anderthalb Jahre nach ihrem Mann, die sie dann im Wachkoma gelegen hatte, von der Tochter zweimal täglich umsorgt. Marc fasste es als Zeichen der Liebe und des Vertrauens auf, dass Ella ihn sofort verständigt hatte und ihn noch einmal ins Sterbezimmer führte. Er meinte sogar einen gewissen Stolz bei der Tochter zu erkennen: Die Mutter lag mit jenen friedlich entspannten, fast lächelnden Gesichtszügen da, die sich bei manchen Toten zeigen. Sie war schön.

Am Abend rief jetzt Marcs Schwester an. Ausgerechnet die beim Vater und bei ihnen nicht so geschätzte Pflegerin Marlies habe vereinbarungsgemäß mitgeteilt, sein Zustand verschlechtere sich sehr. Sie, die Schwester, sei schon bei ihm. Der Arzt habe ihm Morphin gespritzt.

»Ich kann dich ab Mitternacht ablösen«, sagte Marc. Darauf die Schwester:

»Das könnte zu spät sein.«

»Ich komme sofort«, sagte Marc und war eine Stunde später da. Im Zimmer nahm er die Maske ab. Der Vater, mit einem Kissen etwas aufrechter gelagert, atmete flach, aber ruhig. Er war tief betäubt und nahm auch nicht mehr wahr, dass ihm die Kinder von beiden Seiten des Betts abwechselnd die Hand hielten. Schade, dachte Marc, ich hätte ihm das Morphin nur bei starken Schmerzen und Qualen gegeben. Die Hände des Sterbenden wurden immer kühler, der Puls war kaum noch spürbar. Hin und wieder schnappte er unter der Maske nach Luft.

Um 0.44 Uhr starb er. Still und leise hörte er einfach auf zu atmen.

Das Begräbnis

Gegen den zähen Widerstand seiner Geschwister und des Schwagers hatte Marc durchgesetzt, dass sofort Todesanzeigen an Verwandte, Freunde und wichtige Kollegen verschickt, in der Zeitung eine Traueranzeige veröffentlicht, und ein ganz normales Begräbnis angekündigt wurde - mit Hinweis auf die Corona-Vorschriften. Dreißig Trauergäste erlaubten die behördlichen Auflagen in der Aussegnungshalle, hatte es vonseiten des Bestattungsinstituts geheißt. Direkte Familienangehörige durften haushaltsweise ohne Abstand sitzen.

Zum Begräbnis ihrer beiden Mütter hatten Ella und Marc gemeinsam musiziert, auch bei der Trauerfeier für den Freund Reinhard, aber auch bei Hochzeiten. Jetzt wollte Marc die Violinstücke unbegleitet spielen, dazu auf dem E-Piano die Bach-Choräle »Brich an, du schönes Morgenlicht«, »Wer nur den lieben Gott lässt walten« und »Wenn ich einmal soll scheiden« intonieren. Das war mit dem Pfarrer ebenso abgesprochen wie die Trauerrede, ein Lebensabriss des Vaters, den er mit den Geschwistern abgestimmt hatte. Marcs Sohn Julian sollte ihn vortragen.

Angereist war niemand. Es war ja auch verboten, selbst die Übernachtung bei Angehörigen. Die Hotels waren geschlossen. Neben der nahen Verwandtschaft von vielleicht fünfzehn Angehörigen hatten sich knapp zehn Freunde und Nachbarn mit Abstand auf den hinteren Stuhlreihen verteilt. Vor der geöffneten Tür standen drei Männer, die Marc später als alte Kollegen des Vaters erkannte.

Händels »Largo«, das Lieblingsstück des Vater, klang auch ohne Begleitung gut, das »Schindlers Liste«-Thema und Bachs »Air« durchaus auch. Aber am Klavier war Marc plötzlich unsicher. Er musste abbrechen und neu ansetzen. Dann begann sein Sohn mit der Trauerrede, etwas leise vielleicht, aber nicht hastig.

»Unser Vater, Opa, in seinem letzten Lebensjahr auch endlich noch dreifacher Uropa, wurde am 14. Februar 1926 in Mühldorf am Inn geboren. Sein Vater Josef, unser Uropa, war dort Verlagsdirektor und Chefredakteur von zwei katholischen Tageszeitungen.

Weil er schon früh - nach dem Münchener Putschversuch von 1923 - in einem Kommentar vor Hitler gewarnt hatte, kam der Uropa auf eine Schwarze Liste der Nazis, wurde 1933 sofort enteignet, mit Berufsverbot belegt, für mehrere Monate ins Landsberger Gefängnis in sogenannte »Schutzhaft« gesteckt und später aus Bayern ausgewiesen. Am Rande, zu Corona-Zeiten: Bei der Zwischenstation in Landshut war Opa als Grundschüler fast ein halbes Jahr lang in häuslicher Quarantäne wegen einer schweren Paratyphus-Infektion.

Die Familie kam nach einer weiteren Zwischenstation in Neckarsteinach 1935 in Leutkirch im Allgäu unter, bei Uropa Josefs Vater, dem Hofbuchhändler und Druckereibesitzer Josef, gleicher Vorname.

Aber auch da wurde die Familie von den Nazis vertrieben. Mithilfe eines katholischen Kaplans konnten die Eltern verhindern, dass der begabte Junge auf die Nazi-Eliteschule ('Napola') nach Sonthofen geschickt wurde. Als er und sein jüngerer Bruder Eberhard von Hitlerjungen verprügelt wurden, eben weil ihr Vater Regimegegner war, bat die tapfere Mutter Alma ihren Mannheimer Vater um Hilfe, der ein Altnazi der ersten Stunde war, ein 'Goldfasan' - aber jüdische Vorfahren in seinem Ariernachweis unterschlagen hatte. So jedenfalls hat es Onkel E berichtet.«

Jetzt erst kam die letzte von Marcs Nichten mit ihrem Mann ganz leise in die Aussegnungshalle, das vier Monate alte Baby im Tragetuch, was ihre Verspätung entschuldigte. Sie setzten sich in die letzte der drei Angehörigen-Reihen und hörten Julian vortragen:

»Dem Vater, unserem Uropa, besorgte dieser Schwiegervater Arbeit als Schreiber auf dem Mannheimer Militärflughafen Sandhofen. Die Familie zog also 1940 nach Mannheim-Waldhof. Der älteste Sohn besuchte dort das Adolf-Hitler-Realgymnasium. Mit dem 17. Geburtstag kam er zu einer Flak-Einheit nach Maudach, die westlich von Ludwigshafen die BASF vor Bombern schützen sollte. Dort wurde auch Schulunterricht abgehalten. Sie schossen mehrere britische Lancaster-Bomber ab.

Mit dem 18. Geburtstag 1944 schickte man unseren Opa zur Ausbildung beim Reichsarbeitsdienst RAD an die Saar und danach zum Einsatz an der von Bomben zerstörten Möhne-Talsperre in Westfalen, schließlich zur Offiziersausbildung bei den Gebirgsjägern nach Garmisch-Partenkirchen. Mit seinem 19. Geburtstag musste er als Unteroffizier und vorgeschobener Artilleriebeobachter im Februar 1945 an die Ostfront, die damals schon zwischen Schlesien und Tschechien lag.

Weil er drei deutschen Divisionen den Ausbruch aus einem Kessel möglich gemacht hatte, wurde er mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse, EK I, ausgezeichnet, das er aber in diesen letzten Kriegsmonaten nie überreicht bekam. Er schleppte einen verwundeten Kameraden zurück durch die russischen Frontlinien und verweigerte den Befehl, an der standrechtlichen Erschießung zweier deutscher Offiziere mitzuwirken, die betrunken einen Posten überfahren hatten: 'Ich schieße nicht auf Kameraden', beharrte der damals 19-Jährige. Er musste nicht.

Schon einmal von einem Granatsplitter in den Oberschenkel getroffen, wurde unser Opa noch nach dem Waffenstillstand von einem tschechischen Heckenschützen mit einem Hüftdurchschuss verwundet, auf dem Kotflügel eines Sanka in ein sowjetisches Kriegsgefangenen-Lazarett gebracht. An einer selbstgebauten Krücke bewältigte er lange Fußmärsche. Im rumänischen Schwarzmeer-Hafen Constanta musste er Schiffe entladen und kam Weihnachten 1945 zunächst zum Wiederaufbau nach Stalingrad und dann in ein Gefangenenlager in Aserbaidschan, wo er beim Bau der späteren Stadt Mingetschaur und eines großen Kraftwerk-Staudamms helfen musste.

Er litt zwar Hunger, wurde aber sonst gut behandelt von den Russen und sogar für seine Leistungen ausgezeichnet. Weil er mehrere schwere Krankheiten, darunter Malaria mit einem Delirium durchgemacht hatte, wurde er schließlich von einer ihm wohlgesonnenen Ärztin namens Assia entlassen und im August 1949 per Bahn heimgeschickt. Er wog noch 47 Kilo und wurde zu hundert Prozent für arbeitsunfähig und kriegsversehrt erklärt.

Sein Bruder hatte dann 1950 auf einer Pilgerreise nach Rom unsere junge Oma Maria aus dem Siegerland und eine etwas altjüngferliche Postbeamtin aus Franken kennengelernt und brachte seinen sich allmählich erholenden älteren Bruder mit zu einem Nach-Treffen der drei ungleichen Pilger nach Würzburg. Man verliebte, verlobte und verheiratete sich – aber erst nach sieben Jahren, als das Studium abgeschlossen war. Seiner musikalischen Braut zuliebe lernte er Cello. Oma ließ sich von ihrer Schwiegermutter in die süddeutsche und schwäbische Küche einweisen: von Sijjerländer Riewekooche zu Kässpätzle und Dampfnudeln. Rinderzunge mit Spätzle blieb das Festessen der Familie bis in unsere Tage. Zur ganzen Siegerländer Verwandtschaft pflegte Götz ein besonders herzliches Verhältnis.«

Niemand sah, dass Marc Tränen über die Wangen liefen. Von seinem Klavierhocker aus wandte er sich nach rechts. Zur offenen Tür hin. Und plötzlich glaubte er hinter den Männern die braune Winterjacke mit dem Besatz aus Kunstfell zu erkennen. Er traute seinen Augen nicht.

Das musste Ella sein. Oder war es eine Halluzination? Die Frau, denn eine Frau schien es zu sein, hatte die Kapuze hochgeschlagen. Der Schal hätte das blaue Federboa-Imitat sein können, das Ella früher gern getragen hatte. Oder war er grau? Marc begann an seinem Verstand zu zweifeln und dachte an den Teufelsauftritt bei Dostojewski und seine Kopie in Thomas Manns »Doktor Faustus«. Er dachte auch an Edgar Allan Poes »Raben«, die delirierende Vision eines Verlassenen. Kaum konnte er folgen, wie sein Sohn fortfuhr:

»Unser Opa wäre gerne Chirurg, Lehrer oder Landvermesser – Geodät – geworden, durfte das alles aber als Kriegsbeschädigter nicht. Nur in Karlsruhe an der TU wurde er schließlich zum Ingenieurs-Studium für Wasser- und Straßenbau angenommen oder zugelassen. Sein lebenslanger bester Freund Henner, Bundesbruder in der nicht-schlagenden katholischen Studenten-Verbindung 'Laetitia' zu Karlsruhe, ist dieses Jahr auch gestorben.

Tochter Ila wurde noch im Siegerländer Haus der Schwiegereltern geboren, dann zog die junge Familie an den Schwarzwaldrand und fand dort ihre Heimat, wobei sich die siegerländisch-westfälische Mutter mit den Schwaben schwertat. Unser Opa war fortan beim Straßenbauamt tätig und hat viele 'Maßnahmen' geplant oder als Bauleiter betreut, darunter die Marktbrücke und die Neroberg-Trasse hier in der Stadt. Höhepunkte seines Berufslebens waren Planung und Bau des Tunnels in Neuenbürg und die abschließende Prüfung der Tunnelpläne in Wildbad, als er schon pensioniert war.

Von der winzigen Wimberger Dreizimmerwohnung im Dörtenbachweg zog die fünfköpfige Familie 1968 ins Reihenhaus Gärtnerstraße, wo Sebastian als Nachzügler dazukam, und sie baute schließlich – mit viel Eigenarbeit – das Haus in der Rheinstraße, das unser Opa selber entworfen hatte, samt Bunker (das war damals modern). Einzug war 1974. Das Eigenheim und der Garten waren ihm bis zum Schluss ein besonders wichtiger Teil seines Lebenswerks. Im Haus wurden für ihre letzten Lebensjahre sein Schwiegervater und seine Eltern aufgenommen.

Unser Opa setzte sich als Kirchengemeinderat der Katholiken unter anderem besonders für den Bau der katholischen Wimberg-Kirche ein – wo seine Frau dann Organistin war – , engagierte sich als langjähriger Elternbeiratsvorsitzender am Hölderlin-Gymnasium sowie beim Faustball und beim Versehrten-Sport.

Jedes Jahr bis ins Alter frischte er sein Goldenes Sportabzeichen auf. Ganz früher Bergsteigen, dann Skifahren und Tourengehen, am liebsten mit seinem ältesten Freund Girgl, gehörten zum festen Jahresprogramm. Er liebte die Berge, die Alpen, den Piz Palü. Bis vor wenigen Jahren war er noch mit seinen Kameraden beim Kegeln aktiv. Politisch konservativ und werte-orientiert, fühlte er sich seiner CDU immer verbunden, hatte viele Kontakte, wollte aber nie ein Parteiamt.

Nach der Pensionierung hat sich das Ehepaar nicht nur besonders gern um uns, die Enkel gekümmert, sondern zusammen auch viele schöne Reisen in alle Welt gemacht: Italien mit Rom als Wiederholung der Hochzeitsreise, Pilgerfahrt nach Israel, Flüge in die USA oder nach Ägypten.

Sein Bruder, unser Großonkel 'E', verbrannte, als starker Raucher schon schwer an Lungenkrebs erkrankt, 1993 bei einem Unfall auf der Autobahn, von seinem zweiten Sohn Stefan hat er 2013 Abschied nehmen müssen, von seiner Frau, unserer Oma, im Jahr 2015. Gerade in Krisen stand er allen Angehörigen und Freunden stets mit Rat und Hilfe zur Seite. Auch außerhalb der Familie haben viele Menschen seine ausgeprägte Hilfsbereitschaft erlebt.

Bis zum vergangenen Jahr konnte er, umsorgt von seinen polnischen Pflegerinnen Irena, Beata und vor allem zuletzt von der lieben Anja, noch im eigenen Haus leben. Im Haus auf dem Wimberg war er nicht immer gern, vor allem die Corona-Quarantäne hat ihm in diesem Jahr dann doch sehr zu schaffen gemacht. Aber von vielen Pflegerinnen wie Gerlinde oder Eva fühlte er sich gut und liebevoll betreut. Dass Tochter und Sohn ihn trotz Corona-Verbots beim Sterben begleiten durften, dafür dankt - ganz sicher in seinem Namen - die ganze Familie auch der Hausleitung aus tiefem Herzen.«

Als Julian geendet hatte, wäre Marc mit einem Choral dran gewesen. Mehrmals musste er neu ansetzen. Und nur mit Mühe fand er schließlich in die Spur. Die Stücke für die Geige schaffte er ohne Schwierigkeiten. Sie saßen tiefer in seinem Gedächtnis und in seinen Fingern. Der völlige Blackout wiederholte sich bei einem weiteren Choral. Schließlich begleitete er den Auszug des Sarges zum Grab mit dem Kyrie aus Bachs h-Moll-Messe, das er sicher beherrschte. Aber auch hier geriet er ins Stocken. Da war die Trauergemeinde schon aus der Aussegnungshalle ausgezogen. Später lobte der Pfarrer, bei dem er sich in der Sakristei für die totalen Aussetzer bei den abgesprochenen Chorälen entschuldigen wollte, genau dieses Stück.

Die drei Männer, die der Feier vor der offenen Tür gefolgt waren, stellten sich als alte Kollegen des Vaters heraus: zwei Technische Zeichner, die bei ihm gelernt hatten, und einer der Straßenmeister, zu denen er immer ein besonders kollegiales Verhältnis gepflegt hatte. Als Marc sie nach der Frau fragte, waren sie sich fast einig. Nein, da sei niemand außer ihnen gewesen. Allein der Straßenmeister wollte nicht ganz ausschließen, dass kurzzeitig jemand hinter ihm gestanden habe. Erkennen können habe er jedenfalls niemanden. Nur ein dunkler Wagen sei irgendwann vom Parkplatz weggefahren, »großes Auto, ein Audi, ein Phaeton oder sowas«.

Razzia

Einen dunklen Phaeton sah Marc schon am nächsten Tag wieder. Es war Silvester. Er hatte sich nicht vorstellen können, dass Ella statt mit ihrem Smart mit dem Wagen ihres Mannes oder gar in seiner Begleitung als stiller Zaungast zum Begräbnis seines Vater gekommen wäre. Überhaupt zweifelte er immer mehr an seiner Wahrnehmung. Es wird der Stress dieser Tage gewesen sein, dachte er, ein Trugbild, eine Täuschung. Mit Ellas Gatten Dieter und seinen Plänen zu einer Anzeige hatte er sich lange gar nicht mehr beschäftigt.

Dieters Phaeton parkte vor der Lidl-Filiale, wo ihn Marc schon früher gelegentlich gesehen und getroffen hatte, wenn er samstagsmorgens seine Vorräte an Prosecco oder Sekt auffüllte. Das war nun zum Jahreswechsel nichts Ungewöhnliches. Marc selber kaufte für Silvester ein. Sein Sohn hatte sich einquartiert, und die jungen Familien des Hauses hatten zu einem coronatauglichen Grillfest im Innenhof eingeladen. Er wollte einen Nudelsalat beisteuern.

Aber da war etwas in dem Wagen, was Marc ganz vorsichtig näherkommen ließ. Auf der Rückbank. Und tatsächlich erkannte er, dass dort in einem Kindersitz ein Mädchen saß, zwischen einem und zwei Jahren alt vielleicht. Es war mit einem Holzspielzeug beschäftigt. Das musste Nele sein, dachte Marc, das zweite Enkelkind, das Schwesterchen von Samuel, der ihn als Ellas Lieblingsmensch abgelöst hatte. Die beiden Kinder hatte sie Marc nie vorgestellt.

Wie kann sie diesem pädophilen Kinderporno-Konsumenten ihre Enkeltochter anvertrauen, fragte sich Marc mit fassungslosem Entsetzen und aufwallendem Zorn. Und dass dieser Mensch das Kleinkind einfach im Auto zurückließ, anstatt es wenigstens im Einkaufswagen mitzunehmen, empörte ihn zusätzlich. Tatsächlich sah er Dieter im Laden. Er stand schon an der Kasse und hatte verschiedene Flaschen aufs Band geladen. Sekt und Prosecco, wie immer. Marc war wieder wild entschlossen, die Anzeige abzugeben, wenigstens anonym.

Die Silvester-Party an frischer Luft war dann sehr nett geworden. Vor allem Julian amüsierte sich bis tief in die Nacht. Noch bevor die Kinder in die Betten geschickt wurden, lockerten sich die Sitten sehr, denn es wurde kräftig gekiffert und gepichelt. Die Masken fielen, und die Abstände wurden geringer. Nur ein paar besorgtere Mütter mahnten zaghaft zu mehr Corona-Disziplin.

Marc kiffte kaum, nippte nur ein Glas vom Crémant d'Alsace, der Schlag zwölf zum Anstoßen angeboten wurde, und hielt eher brav auf Abstand. Zwar war seine Angst vor Ansteckung eigentlich nicht besonders ausgeprägt, aber er wollte den anstehenden Termin für seine ambulante OP nicht gefährden. Er würde zuvor getestet und bei positivem Ergebnis abgewiesen werden. Ihm musste ein Polyp am Anus entfernt werden, den er selber jahrelang für eine Hämorrhoid gehalten und der Proktologe zunächst auch als solche zu behandeln begonnen hatte.

Noch am Tag vor der Operation beim Viszeral-Chirurgen hatte er die fertig verfasste Anzeige neu eingetütet und nach langen inneren Kämpfen tatsächlich im Postkasten der Staatsanwaltschaft eingeworfen. Dieser Konsum von Kinderpornografie, ihm von Ella vor Jahren glaubhaft mitgeteilt, wie er meinte, war ein Verbrechen, das diese unfassbaren Grausamkeiten an Kindern erst möglich machte und anheizte, so redete er sich ein. Dass Ellas Mann zumindest bei seiner jüngeren Tochter übergriffig geworden war, galt Marc als nahezu sicher. Und wer wusste, ob dieser Dieter nicht auch noch weiter zur Tat geschritten war, womöglich gar beim Enkelkind.

Andererseits schämte sich Marc zutiefst angesichts solch einer anonymen Denunziation. Er widerstand aber der Versuchung, wieder Wein einzukaufen und sich zu betrinken, wie nach dem ersten, abgebrochenen Versuch. Vor seinem Sohn wollte er ein solches Bild nicht abgeben. Und er wollte sich am nächsten Morgen auch nicht mit Restalkohol auf den OP-Tisch legen.

Ella hatte er wochenlang nicht mehr gesehen. Nur einmal war sie ihm noch begegnet, als er nahe ihrem Haus auf dem Weg zur Joggingstrecke auf der Höhe war. Sie räumte gerade die Hinterlassenschaft von Kalle in ein Tütchen. Das war ein frecher schwarzer Schnauzer mit drei Beinen, den Ellas Tochter über einen Verein erworben hatte, der misshandelte rumänische Streuner, meist Hunde aus Bukarest, gegen gutes Geld dem Mitleid deutscher Tierfreunde anvertraute. Ob Ella ihn da auch bemerkt hatte, wusste er nicht. Ihrer hohen Wachsamkeit nach war es wahrscheinlich.

Marc hatte sich allmählich von dem Eingriff erholt, der doch etwas komplizierter verlaufen war als erhofft. Er wartete noch mit einer Mischung aus Sorge und Fatalismus auf das Ergebnis einer histologischen Untersuchung auf eventuelle Bösartigkeit des herausgeschnittenen Geschwürs, was wegen der Corona-Beanspruchung der Labore ungewöhnlich lang auf sich warten ließ, als er wieder einen ersten Laufversuch wagen wollte. Auf dem Weg zur Höhenstrecke, die Ella und er einst »die Henne« getauft hatten, sah er eine Reihe von vier Autos vor sich herfahren, die er mit sicherem Instinkt als zivile Polizei erkannte.

Journalistische Neugier oder ein Bauchgefühl veranlasste ihn, dem amtlichen Konvoi unauffällig zu folgen. Sein Gefühl trog nicht. Sie hielten vor dem Haus von Ella und Dieter. Sie klingelten. Marc konnte es aus der Entfernung beobachten und war sich sicher: Das ist die Hausdurchsuchung, die nach seiner anonymen Anzeige von der Staatsanwältin mit richterlichem Beschluss angeordnet worden war. Gut möglich, dass der Hinweis mit verschlüsselten Kundenkarteien der Kinderschänder aus einem dieser Netzwerke abgeglichen worden war.

Marc verzichtete auf seinen Lauf, parkte sein Auto ein wenig abseits und beobachtete den Fortgang der Szene. Nach einer knappen halben Stunde kamen Beamte mit mehreren Kartons aus dem Haus und verstaute sie in ihren Fahrzeugen. In der Tür meinte er Ella zu erkennen, von der sich der mutmaßliche Einsatzleiter ohne Handschlag verabschiedete. Dann fuhren sie ab, wieder im Konvoi.

Aufgewühlt von der Beobachtung, seinem wie Erbrochenes wieder hochkommenden Schamgefühl, auch von der ganzen Geschichte seiner Trennung von Ella, die ihm in allen Einzelheiten noch einmal durch den Kopf ging, setzte er sich am Abend vor seinen Laptop und begann zu recherchieren, was aus dem damals so rätselhaften Todesfall von Dieters Schwester geworden sein könnte. Immer wieder hatte ihn das beschäftigt.

Die Nachforschungen im Internet liefen zwar generell nicht mehr so locker und flüssig wie einst. Der Algorhythmus beim Googeln war zusehends von Kommerz-Interessen dominiert, und die Meldungen der meisten Medien mittlerweile durch Bezahlschranken abgesperrt. Nach Eingabe von verschiedenen Stichworten wie Mord, Mordprozess, Urteil in Kombination mit verschiedenen Ortsnamen wurde er aber schließlich bei der Lokalausgabe einer Zeitung fündig.

Es war der Fall von Dieters Schwester, kein Zweifel. Und er hatte ein Ende gefunden, wie Marc es allenfalls geahnt hatte. Den Ehemann der Toten, die vom Schwiegersohn mit dem Schal erhängt an der Türklinke des Badezimmers aufgefunden worden war, hatte man nach sehr langwierigen Ermittlungen als Mörder überführen können.

Er hatte seine Frau mit schwer nachweisbaren K.o.-Tropfen betäubt und dann erdrosselt, weil sie dahintergekommen war, dass er das Enkelkind missbraucht hatte – offenbar noch nicht allzu brutal, aber doch schlimm genug, dass dieser Dozent an irgendeiner Akademie um seinen Ruf fürchten musste. Der Mann hatte das zugegeben, als die Indizien zu erdrückend geworden waren. Das Urteil, lebenslange Haft, war noch nicht rechtskräftig.

Gut drei weitere Wochen vergingen, bis Marc beim Einkauf in jener Lidl-Filiale von einem ehemaligen Fitness-Trainer aus dem Studio angesprochen wurde, den er hinter der Corona-Maske zunächst gar nicht erkannte. Er habe, weil er nicht weit weg wohne, zufällig am Vortag beobachtet, wie Ellas Mann offenbar verhaftet worden sei, sagte er. So richtig wie im Krimi habe man ihn aus dem Haus geführt, den Kopf nach unten gedrückt und ihn im Fond eines Zivilfahrzeugs platziert. Handschellen habe er aus der Entfernung zwar nicht erkennen können, aber es habe schon ein wenig ausgesehen, als seien die Hände auf dem Rücken zusammengebunden gewesen.

»Du bist doch so lang schon und so eng mit Ella befreundet«, sagte der Trainer mit einem etwas schiefen Lächeln hinter der Maske, »weißt du vielleicht, was da passiert ist? Man ist ja sonst eigentlich nicht neugierig. Aber das beschäftigt einen dann doch als Fast-Nachbar. Kann das vielleicht mit dem Abgasskandal zusammenhängen? Der ist doch da Entwickler oder sowas.«

Marc schwieg eine Weile, schaute in die Ferne und sagte dann leise:

»Das mag schon sein. Aber ich weiß darüber nichts. Ich gehe schon anderthalb Jahre nicht mehr mit Ella sporteln. Kurz nachdem sie dich dort entlassen haben, sind wir getrennte Wege gegangen. Ich sehe Ella seither allenfalls noch von Weitem. Im Studio war sie noch manchmal. Aber das ist ja jetzt zu.«

»Oh«, sagte der frühere Trainer erstaunt, »getrennt? Das wusste ich nicht. Schade eigentlich. Ich fand euch doch immer ein ganz hübsches Paar. Ihr hattet was Besonderes. Nichts für ungut.«

Inhalt

BERLIN.....	1
In Nietzsches Welt (Röcken bei Lützen).....	1
Kiez und Ku'damm, Kunst und Kommunisten	3
Bei den Toten	6
Ausnahmezustand (Corona I).....	10
MÜNCHEN.....	17
Der Judenknax	17
Die Geburt des Bösen (Berchtesgaden).....	24
Das Fest, die Bombe, zwei Abstürze.....	27
Lockdown (Corona II).....	30
Im Nike-Saal (Polling).....	35
Doppelte Begegnung.....	37
Prozesse.....	38
Barbara.....	39
GRIECHENLAND.....	41
Am Areopag (Athen).....	41
Über den Kanal (Korinth).....	43
Frauengeschichten (Mykene).....	45
Die große Liebende (Epidauros).....	47
Im Sommerland (Pylos, Olympia, Akrokorinth).....	49
Licht und Düsternis (Delphi und Distomo).....	52
Nationalhelden (Athen).....	54
Das Massaker (Distomo, Athen).....	57
V. Ein schneller Tod.....	61
Nicht einsam sterben.....	65
Das Begräbnis.....	69
Razzia.....	74
INHALT	77